

Keine taz mehr ...?



©TOM/22

"Andi-
Abschieds-
Info"

Ohne mich!

IMPRESSUM

Herausgeberin:
taz, die tageszeitung.
Verlagsgenossenschaft eG
Friedrichstraße 21
10969 Berlin
Telefon: (030) 25902 - 213
Fax: (030) 25902 - 516
E-Mail: geno@taz.de

Verantwortlich:
Aline Lüllmann,
Andreas Marggraf v. i. S. d. P.

Redaktion/Produktion:
Stefanie Baumeister,
Jana Renner,
Celina Ploenes,
Doris Akrap

Coverillustration:
TOM

Layout:
Stefanie Weber★

Korrektorat:
Doris Benjack

Druck:
A. Beig Druckerei und Verlag
GmbH & Co. KG

INHALTVERZEICHNIS

| | | | |
|---|-----------|---|-----------|
| Moin Genoss:innen taz-Genossenschaft | 3 | Der Verträgliche Heike Holdinghausen | 27 |
| Der Chefempath Aline Lüllmann | 4 | Die junge Haustechnik des alten Bull Helmut Höge | 28 |
| Personalentwickler der eigenen Art Andreas Marggraf | 8 | Karg, kantig und klar Bascha Mika | 29 |
| Mein lieber Aufpasser „Kalle“ Ruch | 10 | Säckeweise Feenstaub Nina Schoenian | 29 |
| Der Zahleninterpret Thomas Purps | 13 | Die „Bull-Analysen“-Analyse Gereon Asmuth | 30 |
| Schrauber, Alexander, Revolutionär Johnny Eisenberg | 16 | Der Streitlustige Der taz-Vorstand | 32 |
| Der mit dem Kümmer-Gen Willi Vogelpohl | 18 | Der Stilist Jan Feddersen | 34 |
| Erneuerer und Versöhner Konny Gellenbeck | 20 | Der Saunaschreck Beate Willms | 35 |
| Abu forever! Der taz-Aufsichtsrat | 21 | Der Anzeigenverteidiger Tobias Schulze | 36 |
| Eine loyale Haut Micha Mussotter | 22 | Der Feminist Simone Schmollack | 37 |
| Ein guter Whiskey Sigi Renner | 25 | Für das Adiabatische im Leben Andreas Rüttenauer | 38 |
| Von einem, der alles kann Die Cheffinnenredaktion | 26 | Die Venusfalle oder der lange Weg zum Schwiegersohn Georg Baltissen | 39 |

Moin Genoss:innen!

Stefanie Baumeister

Vielleicht wundern Sie sich über dieses besondere Genossenschaftsinfo 1/2022. Normalerweise stellen wir Ihnen hier Projekte der taz für das kommende Jahr vor und laden Sie zum taz lab im April ein. Dieses Jahr ist alles ein wenig anders. Die Genossenschaft wird 30 und unser Geschäftsführer Andi Bull geht Ende Januar in den wohlverdienten Ruhestand.

Zu seinem Abschied widmen wir Andi dieses Genossenschaftsinfo, sozusagen ein Andiinfo, mit Beiträgen von, für und mit Andi. Dieses Heft steckt voller Erinnerungen und Bildern aus drei Jahrzehnten taz Geschichte, in denen Andi die taz als Geschäftsführer maßgeblich gesteuert hat. Andi wurde Geschäftsführer der taz, als ich geboren wurde, das war 1991, als die taz-Genossenschaft in den Startlöchern stand, der erste Webbrowser der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde und die Band Nirvana ihr zweites Album Nevermind herausbrachte.

Wie sich das mit dem www entwickelt hat, wissen Sie alle, das Albumcover für Nevermind zeigte ein nacktes Baby, Spencer Elden, der heute gegen die Nutzung dieses Fotos klagt. Und der Genossenschaft, das muss ich Ihnen nicht erzählen, geht es so gut wie nie zuvor (S.20).

Sie merken, es kann sich viel tun in 30 Jahren. So auch in Andis 30-jähriger Geschichte als Geschäftsführer der taz. Wie Andi mit „komplizierten Stellenkonstrukten“ das Personal managte (S.8), Bundeswehranzeigen in der taz „verteidigte“, obwohl er sie selbst als Zumutung empfand (S.21) oder wie er ohne mit der Wimper zu zucken die Rolle des Bad Cop übernahm, damit andere strahlen können (S.4), lesen Sie in diesem Heft.

Die Genossenschaft war ihm immer wichtig. Mit „Moin Genoss:innen!“ begrüßte Andi uns stets, das Genossenschaftsteam im ersten Stock des taz Gebäudes, mit der linken Faust nach oben gestreckt. „Na alles fit“ oder „kommst klar?“ wurden schon auch mal hinterhergeschoben. Dass es um Menschen und ihre Bedürfnisse geht und nicht um Profit, hatte Andi längst verstanden. Wahrscheinlich schon 1968, als er KPD/AO-Zeitungen vor Fabrikatoren verteilte (S.16).

30 Jahre klingen vielleicht gar nicht so viel, aber in meinem Fall ist es ein ganzes Leben. Natürlich hält auch das Leben nach der taz vieles für Andi bereit, aber eines wird wohl für immer gelten, das sind wir uns sicher: Keine taz mehr? Ohne mich.

Wenn ich Andi in der Zukunft mal über den Weg laufe, werde ich auf jeden Fall sagen: Moin Genosse, na, kommst du klar?

So erreichen Sie uns

taz, die tageszeitung – Genossenschaft
Friedrichstr. 21, 10969 Berlin,
Telefon: (030) 25 90 22 13, Fax: (030) 25 90 25 16

Sie erreichen uns :
Mo–Do: 9–17 Uhr, Fr: 9–16 Uhr,
E-Mail: geno@taz.de,
Internet: www.taz.de/genossenschaft

Folgen Sie uns auch auf Twitter: [#GenoTaz](https://twitter.com/GenoTaz)



André Wunstorf

Der Chefempath

Aline Lüllmann

Die taz ist eine ewige Baustelle und es gab nur einen, der hier immer den Helm auf hatte

Foto: Sebastian Wells

Obwohl ich nicht bereit bin, dich gehen zu lassen, muss ich es tun, weil du in deiner Entscheidung leider so unumstößlich bist wie in deiner Zuversicht und deiner Liebe zur taz.

Eine junge Kollegin meinte neulich über dich: "Jedes mal, wenn ich mit Abu rede, fühle ich mich danach besser. Auch wenn wir gar nicht einer Meinung waren." Dieser Satz ist bei mir hängen geblieben, weil er den Kern trifft.

Was ich am meisten in der täglichen Zusammenarbeit mit dir vermissen werde, sind die Gespräche, nach denen ich mich besser orientieren konnte. Weil du deine Meinung nicht aufdrängst und die deines Gegenübers anhörst, anerkannt und deine Meinung trotzdem deutlich artikulierst.

BLEIBE STETS UNTERKALORISCH. DANN BLEIBT AUCH DIE BISSIGKEIT

An dir kann Mensch sich reiben wie an den Positionen in der taz, ohne dass es sich nach einem Konflikt anfühlt. Ich kann meinen Standpunkt nach jedem Gespräch mit dir besser formulieren - und das egal, ob wir einer oder anderer Meinung waren.

Aber auch das eigene Gefühl nach den Gesprächen mit dir wird mir fehlen, denn du, Andi, bist der Chefempath. Es gibt keine menschliche Reaktion, die du nicht nachempfinden kannst und mit soziologischem Interesse verfolgst, egal ob

zwischenmenschliche Konflikte oder persönliches Leid. Du verurteilst es nicht oder lässt es dir zumindest nicht anmerken.

Deine Bereitschaft, auf jeden einzugehen, kostet zwar viel Zeit und führt zu vielen Sonderlösungen. Aber sie ist auch das Geheimnis, wie du es geschafft hast, trotz begrenzter Ressourcen alle immer wieder zu motivieren und den Laden am Laufen zu halten. Und dabei bist du auch noch stets darum bemüht, bloß nicht aufzufallen. Du agierst im Hintergrund. Denn das bist du auch, der Mann aus der ersten Reihe, der sich lieber in der zweiten Reihe aufhält.

Deinen analytischen Blick und deine Weitsicht konntest du in 314 Bull-Analysen unter Beweis stellen. Eine der ersten Bull-Analysen stammt vom 16.11.2002 und beschäftigt sich mit den Einnahmen abseits des Abonnements: mit dem Special-Angebot „taz-CD-Archiv“, das auf 2 CDs Texte aus 16 Jahren taz versammelte.

Ob das Produkt oder dein Aufruf dazu geführt hat, dass die CD nach nur knapp 5 Monaten ausverkauft war, wissen wir nicht. Was wir aber wissen: Du kannst jedem eindrucklich erklären, warum die taz mal wieder die richtigen Entscheidungen getroffen und deswegen auch die richtigen Angebote hat. Du schaffst es sogar in einem Text zur Tafelwasseranlage das perfekte Abo-Angebot charmant unterzubringen. Du bist Analytiker und Verkäufer zugleich.

Andi, du bist unser Archiv. Du erinnerst dich an die besten Geschichten und die kleinsten Details. Es gibt keine Mail, die du nicht finden kannst, kein Dokument, das verloren geht.





EDV-Chef Ralf Klever und
der Baustellenleiter auf dem
Dach des neuen taz-Hauses
Foto: Karsten Thielker

Du findest immer eine Antwort. Ob in deinem Kopf oder in deinen Listen, die leider niemand außer dir versteht. Ich könnte dir noch Jahre zuhören und zugucken, aber du hast entschieden, dass jetzt andere das Ruder übernehmen sollen.

Und du hast den Zeitpunkt gut gewählt. Denn der taz geht es gut. Sehr gut sogar. Das ist wunderbar, hat aber auch seine Tücken. Unruhen und Bedürfnisse werden laut, die zwar verständlich sind, aber mit verantwortungsbewusstem Weitblick nicht befriedigt werden können.

Während alle nach einem Treffen mit der Belegschaft nach diplomatischen Worten suchen, hast du den Kern begriffen und fasst präzise zusammen: "Ist doch alles super, nur die Stimmung ist scheiße."

Es gibt keinen Job in der taz, für den du dir zu schade bist. So bleiben viele Aufgaben oft ewig bei dir, weil eben niemand anderes es machen wollte oder so gut konnte wie du. Du bist der

Hausmeister, der Reiseführer, der Pfleger der Listen, zerkleinerst die Pappkartons, liest Korrektur und bist der Kummerkasten und derjenige, der freiwillig der Bad Cop ist, damit die anderen strahlen können.

Du bist auch Andi, der Umsetzer. Woher du diese Energie nimmst, ist mir ein Rätsel.

Vielleicht ist es wirklich der Trick, den du mir vor einigen Jahren verraten hast und den wir täglich sehen können, wenn du Mittags in der Kantine - ohne bestellen zu müssen - Salat und Nachtisch bekommst: "Bleibe stets unterkalorisch. Dann bleibt auch die Bissigkeit."

Bissig bist du bei Themen, nicht bei Menschen. Du bist immer ansprechbar, auch wenn es dich wieder und wieder aus der Arbeit reißt. Manchmal staune ich, wie häufig du deine Arbeit unterbrechen musst und trotzdem jedes mal sagst: Kein Problem. Daran fasziniert mich am meisten, dass du das nicht nur sagst, sondern auch so meinst.

Nie geht jemand und du bist genervt. Ich habe dich auch nie mit schlechter Laune oder unmotiviert gesehen.

Du bist da und interessierst dich für Details und für die Lösung. Auch wenn Personen kommen und schimpfen, bleibst du freundlich. Mit dem Blick auf das Ganze und auf den langen Weg der taz, lässt du dich durch nichts und niemanden aus der Ruhe bringen.

DU FINDEST NICHT NUR ANTWORTEN, SONDERN AUCH DIE RICHTIGEN FRAGEN FÜR DIE ZUKUNFT

Wenn andere aufgelöst zu dir kommen und um Rat bitten, verteilst du auch mal Ratschläge wie: "Jeden Tag kommt jemand und pinkelt dir ans Bein. Wenn er fertig ist, lächelst du ihn an und machst einfach weiter."

Auf jeder Weihnachtsfeier bist du der Mann mit dem Schlüssel, der Letzte, der geht, der für die letzten Runden und immer wieder für eine Verlängerung sorgt.

Du tanzst durch jede Feier und durch deine Jahre als Geschäftsführer der taz, weil du hinter der taz stehst, in jedem Detail, mit jeder Person, mit jedem Gegensatz, mit jeder Besonderheit und jeder Macke - der taz als Ganzes.

Diesem Haus hast du mehr gegeben als Orientierung und Struktur. In unzähligen Gesprächen hast du es immer wieder geschafft, den Kern des Problems zu finden, zu benennen und anderen dabei zu helfen, es zu lösen.

Andi, du bist der Wegbereiter: Du findest nicht nur Antworten, sondern auch die richtigen Fragen für die Zukunft. Du siehst viele Entwicklungen voraus und hast damit die Richtung der taz eingestellt. Du denkst rundum und langfristig.

Manchmal hast du deinen Blick allerdings auf so ferne Ziele gerichtet, dass dein Gegenüber für akute Veränderungen - die sich dir nicht sofort erschließen - ganz schön viel reden und kämpfen muss.

Falls du mal zu lange gezögert hast oder sich deine Einschätzung mal als falsch herausstellt, lässt du aber keine Gelegenheit aus, genau das zu betonen: Du hattest unrecht. Du hast es nicht nötig, das unter den Teppich zu kehren.

Auch deinen Kampfgeist möchte ich hier nicht unerwähnt lassen, du bist auch Andi, der Kämpfer. Denn auch bei hartem „Gegenwind aus Gremien“ bist du sattelfest geblieben, hast dich nicht beirren lassen, sondern konsequent daran gearbeitet, die taz gut für die Zukunft aufzustellen: Mit dem Neubau, den Zukunftsprodukten, der Produktentwicklung, neuen Prozessen und festen Strukturen, der Art und Weise des Miteinanders und sogar einem Plan, wie wir den Lohn weiter heben können.

Du bist radikal. Radikaler als viele - auch als viele in der taz. Wenn ein Kollege seine Kinder nicht in die Schule in Kreuzberg schickt, sondern deswegen umzieht oder eine Privatschule wählt, ist das ein Verrat. Der ist dann unten durch.

Aber du hast deine Rolle als GF verstanden und hältst dich zurück.

Ich freue mich für dich: Jetzt musst du nichts mehr zurückhalten, du kannst frei und radikal und empathisch sein. Der taz und auch mir persönlich wird diese Art fehlen, denn ein gutes Gefühl nach einem Gespräch mit einem anderen Menschen ist vielleicht das wertvollste was man seinem Gegenüber geben kann.



Jemand, der immer auf Augenhöhe bleibt, auch wenn man ihn anhebeln möchte

Foto: Piero Chiussi



Personalentwickler der eigenen Art

Andreas Marggraf

Immer locker in der Hüfte, auch bei der Staffelübergabe an die neue Geschäftsführung Andreas Marggraf (Mitte) und Aline Lüllmann
Foto: Sonja Trabant

Wie entwickelt man ein innovatives Medienunternehmen, das mit einer extrem dünnen Personalausstattung und weit unter Tarif liegenden Gehältern arbeiten muss? Mit Kreativität und strategischen Zielen.

Das Fehlen einer Personalabteilung fällt in der taz bisher nur begrenzt auf, weil Andi Bull über Jahrzehnte viele der Aufgaben einer Per-

sonalabteilung effizient und vorausschauend selbst wahrgenommen hat. Gab es neue Aufgaben, aber keine freien Stellen, wurden bestehende Mitarbeiter*innen durch gutes Gespür von Andi Bull mit scheinbar fachfremden Aufgaben betraut, mit denen sie sich dann oft hervorragend weiterentwickeln konnten. Gab der Stellenrahmen keine freie Stelle her, wurde so lange verschoben und gerechnet, bis mit Stel-

lenanteilen von Teilzeitstellen zu 0,135 Prozent einer Vollzeitstelle Lösungen gefunden werden konnten. Dadurch entstanden oft komplizierte Stellenkonstrukte, die für die nachfolgende Geschäftsführung teilweise schwierig nachvollziehbar sind, die aber die Probleme nachhaltig und für alle Beteiligten zufriedenstellend gelöst haben. Bei Neubesetzungen hat Andi nicht davor zurückgeschreckt, durch taz-fernere Menschen frischen Wind in die taz zu

GAB DER STELLENRAHMEN KEINE FREIE STELLE HER, WURDE SO LANGE VERSCHOBEN UND GERECHNET, BIS MIT STELLENANTEILEN VON TEILZEITSTELLEN ZU 0,135 EINER VOLLZEITSTELLE LÖSUNGEN GEFUNDEN WERDEN KONNTEN

bekommen und die Zeitung so nachhaltig zu entwickeln und zu prägen. Aber genauso wenig hat er davor zurückgeschreckt, manche Entwicklung von Personal nur außerhalb der taz zu sehen. In diesen Momenten kam es dann zu den bei Insidern bekannten Balkongesprächen, die für beide Seiten meist mit einer guten Lösung endeten.

Das Ziel, branchenübliche Gehälter zu bezahlen, hat Andi in seinen Jahren bei der taz zwar nicht erreicht, aber er hat – teilweise auch Dank langsamer steigender und teilweise sinkender Gehälter bei der Konkurrenz – eine Annäherung erreicht und wesentliche Grundlagen für zukunftsfähige Gehälter gelegt. Geschafft hat er das unter anderem mit der Einführung des taz-Haustarifvertrags, der es mit unterschiedlichen Gehaltsgruppen – zwar mit sehr geringer Spreizung - ermöglicht, Mitarbeiter*innen mit besonderen für die taz notwendigen Qualifikationen für die taz zu gewinnen bzw. sie zu halten und die Übernahme von Arbeitgeberverantwortung („Gegnerbezug“) zusätzlich zu entlohnen. Der Wirtschaftsplan wurde bis auf ein Jahr so aufgestellt, dass die Gehälter seit 1999 in jedem Jahr um durchschnittlich 2,5% angehoben werden konnten, eine Lohnsteigerung seither um insgesamt 70%. Das andere Erfolgsrezept von Andi Bull war das notwendigerweise gebetsmühlenartig wiederholte Mantra und

der unermüdliche Kampf gegen die Schaffung neuer Stellen, weil nur so eine Gehaltserhöhung ermöglicht werden könne. Ganz wichtig war ihm aber auch, dass eine Gehaltserhöhung in der Zukunft nur dann möglich sein würde, wenn die taz diese als strategisches Ziel formuliert. Und so war und ist es Andi Bull im Rahmen des Szenario 2022 immer wichtig gewesen, dass die Preise für den Qualitätsjournalismus der taz so steigen müssen, dass damit der tatsächliche

Aufwand bezahlt und die Mitarbeiter*innen ausreichend entlohnt werden können. Dies bedeutet auch, den Leser*innen immer wieder zu vermitteln, dass es die taz nur so weit gebracht hat, weil die Mitarbeiter*innen ihr Bestehen durch niedrige Gehälter mitfinanziert haben.

Wäre dieser Text hier eine Bull-Analyse, würde sie mit diesem Call-to-Action schließen: Überlegen Sie, ob Sie Ihren Abo-Preis nicht erhöhen oder zusätzlich zu Ihrem Abo- oder Genossenschafts-Anteil einen regelmäßigen Beitrag leisten können, damit nicht nur der taz-Journalismus in der Zukunft Bestand haben kann, sondern auch die taz-Mitarbeitenden fair bezahlt werden können.

Andi Bull hätte auch Moderator einer Zahleninterpretenshow werden können
Foto: Wolfgang Borrs





Mein lieber **Aufpasser**

Karl-Heinz „Kalle“ Ruch

Morgens vor der Türe ist
Andi Bull ein gern gesehener
Gast

Foto: Karsten Thielker

Nach 30 Jahren als Geschäftsführer und Vorstand der taz-Genossenschaft kommt für Dich nun der Abschied. Der Volksmund sagt, man soll gehen, wenn es am schönsten ist. Die taz hat heute eine Reife erlangt, mit der sie jeder Krise gewachsen ist. Wir beide haben viele Jahre gemeinsam daran gearbeitet, diesem Projekt des linken Journalismus eine unabhängige materielle und soziale Basis zu geben. Der Weg war oft anstrengend, aber im Ergebnis hat es sich doch gelohnt. Am Ende bleibt ein gutes Gefühl, etwas Sinn-

volles beigetragen zu haben für einen schönen Erfolg.

An die Zeit vor der Genossenschaft werden sich nur noch die wenigsten in der taz erinnern. Es war die Dekade von 1979-89, in der die taz mit den sozialen Bewegungen der alten Bundesrepublik groß wurde. Die taz der ersten zehn Jahre war ein Kollektiv junger Leute mit der Idee der Selbstverwaltung aller Mitarbeitenden. Sammelbecken war der Verein „Freunde der alternativen Tageszeitung“. Wichtige und unwichtige Fragen wurden plenar diskutiert und entschie-

den. Zwar gab es auch damals schon GeschäftsführerInnen in den ersten Abschreibungsgesellschaften, dies aber eher aus formalen Gründen des Gesellschaftsrechts. Zu sagen haben sollten die aber lieber nichts, geschweige denn, etwas zu entscheiden oder zu bestimmen.

Im siebten Jahr, es war 1986 die Katastrophe in Tschernobyl, für die taz ein publizistisch wichtiges (und wirtschaftlich erfolgreiches) Ereignis, verfestigte sich erstmals die Idee, dass die taz doch entgegen aller Erwartungen bleiben würde. Es wurde über Strukturen für die Zukunft der taz nachgedacht. Die ersten Organisationsdebatten verliefen vorsichtig, Räte wurden gebildet (taz-Sprech:Elferrat) und Menschen, die Verantwortung übernehmen sollten hießen „Freigestellte“ und nicht Chef. Bestimmt wurde die Debatte von der Redaktion. Mitarbeitende aus anderen Bereichen, die Redaktion nannte sie Technik und Verwaltung, waren zwar notwendig, die Zeitung musste schließlich produziert und verkauft werden, wichtig und anerkannt waren sie aber nicht und manchmal störten sie auch, wie die „Säzzer“, die ihre freien Bemerkungen einfach in Klammern in die Redaktionstexte einfließen ließen. Das Nachdenken über die Zukunft der taz hat uns beide erstmals zusammengeführt, Technik und Verwaltung sollten „Geschäftsführer“ benennen. Ich wurde ausgewählt, weil ich das schon immer gemacht hatte und du, weil du am ehesten von allen in der Lage wärest, auf mich „aufzupassen“.

Die Jahre vor Gründung der taz-Genossenschaft waren extrem spannend. In den grünen Milieus wurde an Alternativen zum Bestehenden gearbeitet und die taz war das Medium für solche Diskussionen. Dann fiel auch noch die

Mauer und der real existierende Sozialismus, nie ein Leitbild der linken taz, brach zusammen. Die Welt wurde neu gedacht. Die taz hatte den Schwung nach Tschernobyl ausgenutzt, sich einen neuen Standort im alten Berliner Zeitungsviertel zu sichern und die Geschichte spielte sich jetzt direkt vor ihrer Haustür ab.

Vielleicht wird es doch noch einmal eine historische Randnotiz, dass der Ideengeber und Geburtshelfer bei der Gründung der taz-Genossenschaft 30 Jahre später als Bundeskanzler das Land regieren würde. Fehlende strategische Weitsicht kann man ihm in diesem Fall nicht

ICH WURDE AUSGEWÄHLT, WEIL ICH DAS SCHON IMMER GEMACHT HATTE UND DU, WEIL DU AM EHSTEN VON ALLEN IN DER LAGE WÄREST, AUF MICH „AUFZUPASSEN“

vorwerfen. Die Transformation der taz vom selbstverwalteten Projekt zur Genossenschaft war in der taz selbst sehr umstritten. Viele hatten einfach die Nase voll von diesem alternativen Gedöns mit niedrigem Einheitslohn und wollten etwas ganz anderes, waren aber hilflos und schlecht beraten bei der Umsetzung ihrer Ideen. Die große Mehrheit entschied sich für den Weg in die Genossenschaft, wohl weil der Einfluss der Mitarbeitenden auch in dieser neuen Organisation weitgehend erhalten blieb. Manche verließen die taz und gingen in andere Medien.

Schon immer einer von den Großen: Rechts mit Christian Ströbele (Mitte) und Kalle Ruch (rechts). Links: Aussprache der MitarbeiterInnen zur Genossenschaftsgründung 1991
Fotos: taz-archiv





Bei allem Witz: Andi Bull nimmt die taz stets sehr ernst

Fotos: Wolfgang Borrs (2x), Carlos Antoniazzi



festigen, dass es uns als Handelnden über viele Jahre möglich war, den Kurs zu halten.

Die Organisation der taz als solidarische Genossenschaft mit anhaltender Unterstützung von inzwischen mehr als 20.000 GenossInnen, starkem Engagement und Mitwirkungsrechten der Mitarbeitenden und gut verteilten Rollen der Leitungsaufgaben, auch zwischen Verlag und Redaktion, hat der taz in den letzten drei Jahrzehnten sehr gut getan. Vor allem nach dem Beginn der Zeitungskrise vor 20 Jahren und den Anforderungen der digitalen Transformation der Medien heute, erwies sich das solidarische Unternehmensmodell der taz als angemessene wirtschaftliche und publizistische Basis für einen unabhängigen Journalismus.

Bleibt die Frage, ob wir die richtigen Führungsfiguren für die taz in dieser Zeit waren. Ein weites Feld, auf das wir sicher Antworten kennen, die wir hier aber nicht verlautbaren müssen. Wir können stattdessen nun glücklich und gelassen aus dem Liegestuhl heraus die Arbeit unserer beiden sehr geschätzten NachfolgerInnen Aline und Andreas weiter verfolgen. Apropos Liegestuhl. Im ersten Frühling (2020) als taz-Rentner im Liegestuhl hier an der Havel fiel mir zuerst der aufgeräumte Himmel auf. Keine Flugzeuge mehr - Corona! Mein erster Gedanke, ganz schön große Räder, die Merkel und Scholz da drehen. Schalter umlegen und alles steht still, Bazooka raus und alle kriegen Geld - 500 Milliarden (500.000.000.000). Unser Instrumentarium als taz-Geschäftsführer war da doch etwas bescheidener. Die Brötchen, die wir buken, waren kleiner aber nicht ohne Biss.

Also Andi, ich kann dir sagen, es gibt ein Leben nach der taz. Kommt der Frühling, dann setzt dich auf dein Motorrad und fahr an die Havel. Hier gibt es immer frischen Fisch. Gruß vom Lande.

WIR KÖNNEN STATTDESSEN NUN GLÜCKLICH UND GELASSEN AUS DEM LIEGESTUHL HERAUS DIE ARBEIT UNSERER BEIDEN SEHR GESCHÄTZTEN NACHFOLGERINNEN ALINE UND ANDREAS WEITER VERFOLGEN

Wir beide haben uns bei der Gründung der taz-Genossenschaft neben all den Auseinandersetzungen um den richtigen Weg, die taz als linkes Zeitungsprojekt unabhängig zu erhalten und zukunftsfähig zu machen, auch um unsere Rolle als taz-Geschäftsführer gekümmert. In dieser Aufgabe wollten wir qualifiziert und gestärkt werden: Wer entscheidet, muss auch verantworten, wer Verantwortung trägt, muss auch Entscheidungen treffen dürfen. Heute nach 30 Jahren taz-Genossenschaft können wir feststellen, dass es gelungen ist, die Rolle der taz-Geschäftsführung in einem immer spannungsreichen Umfeld so zu

Der Zahleninterpret

Thomas Purps

Jetzt ist also dieser Zeitpunkt, dass Andreas sich verabschiedet aus der taz und ich nun an der Reihe bin, wenn es zukünftig darum geht, von früher zu erzählen. Wie alles angefangen hatte, wie es sich zugetragen hat vor dreißig Jahren und davor, wie klein und überschaubar die taz damals war, welche Wege man in diesen dreißig Jahren gegangen ist und wie schwer manche Strecke davon zu gehen war. Alles war immer in Bewegung – es war ein Kommen und Gehen, ein Auf und Ab und wieder Auf, viele neue Leute kamen in dieser langen Zeit, halfen der taz mit ihrer Arbeit und viele gingen dann wieder, sehr oft zum Leidwesen der in der taz und an der taz Arbeitenden.

Andreas kam 1987 in die taz und unterstützte den Bereich der technischen Herstellung. In der Korrektur. Und darüber hinaus bei der technischen Koordination, wie es später auch in der taz zu lesen stand.

Ich habe Andi 1990 kennengelernt. Damals unterstützte er den Aufbau der Ost-taz in der Berliner Oberwasserstraße, schulte die Kolleginnen und Kollegen aus der DDR im Umgang mit der Computertechnik der taz und den damals gerade aufkommenden tragbaren Personal Computern. Er zeigte ihnen, wie man mit den Taxis TRS-80 seine erfassten Texte in das Redaktionssystem der taz einlesen konnte. Oder wie man ein Telefon-Modem an die für die mobile Texterfassung genutzten ersten Toshiba-Laptops T1000 anschließt. Andreas ließ sich sehr gern anstecken von der Aufbruchstimmung in der Ost-taz, die unter den neuen KollegInnen aus der DDR herrschte und freute sich zugleich über die neu gewonnenen Verbreitungsmöglichkeiten für die taz. Das war alles kurz bevor der Verein der Freunde der alternativen tageszeitung mit schweren Geburtswehen eine Genossenschaft gründete. Andi wurde 1991 neben Kalle Ruch zum Geschäftsführer und Vorstand der neu gegründeten Genossenschaft berufen. Die taz hatte damals 36.637 Abonnenten (IV/1991) und 125 Vollzeit-Stellen (ohne Korrespondenten). Die Gründung der taz-Verlagsgenossenschaft wurde im April 1992 amtlich besiegelt und ein Jahr später hatte das taz-Kollektiv ein Kapital in Höhe



von 5.520.200 DM von 2.975 Genossenschaftsmitgliedern erhalten (Ende 1993). Der Jahresumsatz in der taz-Gruppe betrug im ersten vollen Jahr der Genossenschaft 27,5 Millionen DM und der Jahresverlust 1,6 Millionen DM (1993). Was damals zur unbedingten Folge hatte, eine Rettungskampagne zu starten. „Keine taz mehr? Ohne mich!“. Weitere mussten folgen. Letztlich waren sie sehr erfolgreich, die taz konnte weiter machen. Doch die ersten Jahre nach der Wiedervereinigung waren für die taz nicht wirklich leicht. Der Abbau der Berlinförderung traf die taz und ihre MitarbeiterInnen schwer, führte zu erheblichen Nettolohn-Einbußen, was die taz nicht ausgleichen konnte. Allein 1995 waren weitere 1,87 Millionen DM Verluste von der Genos-

Enger V-Kragenpullover in gedecktem Grün. Er kann nicht nur Zahlen, sondern auch Stil

Foto: taz-archiv



Kollegen und Kolleginnen
alias Die Schals
Foto: taz-archiv

senschaft aufzufangen. Da waren zwar mittlerweile 4,481 Millionen DM Genossenschaftskapital in die Genossenschaft einbezahlt, aber letztlich war das Geld aufgebraucht. Das buchmäßige Eigenkapital war praktisch Null und der Fortbestand der taz nur durch die stillen Reserven des Rudi-Dutschke-Hauses und der im Herbst 1993 eingeführten Abopreisdifferenzierung noch gesichert. Weitere zwei Jahre später (1997) wussten wir dann: „Alles wird gut“. Im Jahr zuvor hatten wir noch die „Vertrauensfrage“ gestellt. Jetzt mit neuen journalistischen Angeboten in der Zeitung lag die Abonnentenzahl bei fast 49.000 (1/97), so hoch wie dann nie wieder für die täglich gedruckte Zeitung. Andi Bull beobachtete die Abonnementzahlen schon damals sehr genau, sichtbar wurde dies damals für Außenstehende jedoch nur in seinen Diagrammen, die das jährliche Mitglieder-Info illustrierten. Die regelmäßigen „Bull-Analysen“ begannen viel später, erst 2002. Da war in der taz über ihn zu lesen: „Seine Welt sind die Zahlen. Er ist Chef-analyst der taz in Sachen Abokurven“. Es gab in diesen gemeinsamen Jahren aber auch immer wieder Themenfelder, denen sich Andreas plötzlich und zu unserer Überraschung mit viel Energie zuwendete: ich erinnere die im Jahr 2000 ausgerufene Kampagne für Ökostrom. Er selbst war seit Juni 2000 zufriedener Ökostromverbraucher und wollte mithelfen, die Verbreitung

des Atomstroms zumindest etwas einzudämmen sowie das Thema Ökostrom in der öffentlichen Wahrnehmung zu stärken. Die taz und ihre LeserInnen sollten da mit gutem Beispiel voran gehen. Ein Zähler in der Nähe der Schreibtische der Geschäftsführung berichtete täglich vom guten Wirkungsgrad der taz-eigenen Solaranlage auf dem Dach der Kochstraße 18. Dieser Ökostrom-Aktivismus war bei Andi dann anhaltend. Später versorgte er den taz-Vertrieb für die täglichen Handverkaufstouren in Berlin mit einem voll elektrischen Renault-Lieferfahrzeug der ersten Generation. Im Winter froren die Vertriebsfahrer zwar bei ihren weiten Fahrten durch die Berliner Nacht, aber der Umwelt und dem Fortschritt war ein wenig geholfen. Auch das viele Jahre später angeschaffte tazpresso-Mobil ist rein elektrisch und geht auf Andi's Initiative zurück.

Der taz wurde in diesen für sie sehr unruhigen und turbulenten 1990er Jahren bewusst, dass ihr wesentliches Kapital in ihrer Leserschaft bestand. Und in ihrer Genossenschaft. Und so war klar, dass wir eine bessere direkte Kommunikation mit der Leserschaft brauchten. Und hatten diese plötzlich in der Bull-Analyse gefunden: ab Juni 2002 berichtete Andreas regelmäßig von den aktuellen Trends der taz-Abozahlen, dem Auf und Ab während der Ferienzeit und den Erfolgen der taz-Werbekampagne.

nen. Er erklärte den LeserInnen die Schwierigkeiten des Anzeigenverkaufs, den notwendigen Kompromissen bei der Auslieferung der taz und nicht zuletzt von den vielfältigen taz-Produkten, die wir für unsere LeserInnen bereit hielten und hoch schätzten: Le Monde diplomatique, das taz-Archiv auf CD/ DVD und nicht zuletzt unseren tollen Zeichner TOM. Seit November 2002 liefen dann diese Berichte unter dem Label „Bull Analyse“.

ES REICHT SCHON LANGE NICHT MEHR, NUR EINE ZAHL ZU NENNEN, WENN MAN DIE LESERIN- NEN UNSERER ZEITUNG BEZIFFERN WILL

Andreas machte es sichtlich Freude, die Zahlen zu ermitteln, zu bewerten und zu interpretieren. Parallel unterhielt die Finanzbuchhaltung über all die Jahre ihre eigenen Auswertungen der Abonnementzahlen, die sie für ihre Buchhaltung benötigte. Da lag es nahe, die dabei gewonnenen Erkenntnisse gemeinsam anzuschauen und mit der anderen Seite zu vergleichen, zu besprechen und hin und wieder dann auch die unterschiedlichen Interpretationen heftig zu diskutieren. Das werde ich zukünftig sehr vermissen, denn hinterher musste sich jede Seite eingestehen, natürlich Recht behalten, aber auch etwas dazu gelernt zu haben.

Ein anderes, sehr beliebtes Steckenpferd von Andi war die Bundeswehr. Ich denke da an die immer wieder heftig umstrittenen Bundeswehr-Anzeigen in der taz. O-Ton Andreas: „Ich finde diese Anzeigen auch eine Zumutung“. Das hat die Genossenschaftsversammlung auf ihrer Generalversammlung kontrovers im Jahr 2016 diskutiert und mit einem deutlichen Votum entschieden. Andi leistete in seinen jungen Jahren den Wehrdienst mit dem Ziel ab, vor Ort in der Truppe den imperialistischen Geist dieser Armee aufzudecken und die Soldaten zu agitieren. Diese Idee setzte er später in der taz fort, als Anfragen zu Redaktionsgesprächen von Polit-Offizieren der Bundeswehr kamen. Er nahm sich die Zeit, den Gästen von der Bundeswehr die taz

vorzustellen und ihnen die Idee der taz ausführlich in immer kurzweiligen und dankbar aufgenommenen Vorträgen zu erklären. Der Erfolg war mal mehr, mal weniger gut - wenn man ihn an der Zahl der Abo-Bestellungen gemessen hätte, die er danach mitbrachte. Diese Besuche waren nicht unumstritten in der taz, aber die damit einhergehende Reibung konnte die taz bisher immer produktiv für sich nutzen.

Nun ist 2022 und Andi erklärt seine Abozahlen-Welt einem Nachfolger. Die Abozahlen sind diverser geworden. Es reicht schon lange nicht mehr, nur eine Zahl zu nennen, wenn man die LeserInnen unserer Zeitung beziffern will. Den regelmäßigen LeserInnen der Bull-Analyse ist diese Entwicklung vertraut und diese Veränderungen als alternativlos erklärt worden. In den Fokus der Beobachtungen sind neben den täglichen gedruckten Zeitungen die Entwicklung der Auflage der taz am Wochenende, die belieferten digitalen Abonnements und die Zahl der LMD- und Futurzwei-Abos gerückt. Die große lange Liste der taz-zahl-ich-LeserInnen nicht zu vergessen. Diese vielen neuen Angebote hat die Zahl der direkten taz-UnterstützerInnen auf über 100.000 anwachsen lassen. Darin sind die GenossInnen nicht mal mitgezählt. Über 300 MitarbeiterInnen zählt die taz heute. Unser Umsatz ist auf über 32 Millionen Euro angewachsen und für 2021 erwarten wir ein sehr gutes wirtschaftliches Ergebnis. Mit diesen Werten besitzt die taz wirtschaftlich ein starkes Rückgrat und so sollte es Andi möglich sein, unbeschwert einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen und sich neuen Aufgaben zu widmen. Dabei wünsche ich ihm sehr viel Glück und Freude und wenn er Unterstützung dabei braucht, einfach melden. Alles Gute!

Immer am Rechnen

Foto: taz-archiv





Schrauber, Alexander, **Revolutionär**

Johnny Eisenberg

Klassenkameraden auf dem Gymnasium in Kassel: Anwalt Johnny Eisenberg und Andi Bull
Foto: Rolf Zöllner

Um das voranzustellen: Dass Alexander Bull bei der taz tätig war, hatte mit mir so wenig zu tun wie dass ich für die taz seit Jahrzehnten tätig bin. Es war Zufall (oder war es ein biografischer Gleichlauf?). Alexander heißt er für mich, weil sich unser Nazi-Chemielehrer seinen Namen nicht merken konnte und ihn stets und um seine chemische

Unwissenheit bloßzustellen, im Unterricht aufforderte „Den Unterrichtsstoff der letzten Stunde trägt mal vor.... Alexander Bull“. Stets erwies sich diese Aufforderung als aussichtslos, Alexander kannte den Unterrichtsstoff nicht.

Wir sind gleicher Jahrgang, Alexander aber früh, ich spät im Jahr geboren und ich wohl etwas zurückgeblieben, jedenfalls nicht einschulungs-

fähig. Daher kam ich ein Jahr später. Erstmals kennen lernten wir uns auf dem humanistischen Gymnasium unserer Heimatstadt. Das Lyzeum ging erstmals in der Klassenstufe von Alexander das Wagnis der Coeducation ein. Die Klasse von Alexander war scheiße, reaktionär. Alle bis auf den Sohn eines bekannten NPD-Funktionärs, einem Sitzenbleiber und Alexander total angepaßt. Alexander selbst war Sohn eines sehr alten Vaters, Nazi-Richter und Vorsitzender einer Strafgerichtskammer am Landgericht, und er hatte drei sehr viel ältere Geschwister. Mein Vater war ebenfalls sehr alt, war in der Nazizeit Kriegsrichter (so was wie Filbinger, diese Leute haben über 30.000 Wehrpflichtige hemmungslos zum Tode

ER SCHIMPFTE ÜBER UNS, VERLANGTE VON UNS ERNSTHAFTES REVOLUTIONÄRES ENGAGEMENT, VERLOR SICH ABER NICHT IN SEKTEHAFTE AUSSCHLIESSLICHKEITS-BEDINGUNGEN

verurteilt) und auch ich hatte sehr viele ältere Geschwister. Beiden Vätern schadete ihre Vergangenheit nicht nur nicht, sondern beide machten hervorragende Karrieren in der bundesrepublikanischen Justiz der 1950er Jahre.

Alexander machte nicht mit. Er war aufsässig, drängte nicht nach humanistischer Bildung (9 Jahre Latein, 7 Jahre Altgriechisch). In der 11. Klasse kam er daher herab zu mir, fand weiterhin kein Interesse am angebotenen Curriculum und verließ die Schule nach erneutem „Scheitern“. Seine Matrícula erwarb er andernorts. In meiner Klasse kifften zwei Drittel der Discipuli mehr oder weniger gelegentlich, wir waren aufsässiger. Alexander erwarb statt Latein- und Altgriechischkenntnissen proletarisches Klassenbewusstsein (vermutlich über seine älteren Geschwister) und wandte sich dem KOV zu (kommunistischer Oberschülerverband, Massenorganisation der KPD/AO, einer widerlich maoistischen Partei-gründung nach 1968 der Herren Horlemann und Christian Semler, später geschätzter und lei-

der früh verstorbener Kolumnist der taz). Statt Hausaufgaben zu machen, verkaufte er die „Rote Fahne“ und verteilte KPD/AO-Streitschriften vor Fabrikatoren. Das musste stets zur Unzeit morgens um 5 Uhr erfolgen, da konnte er übermüdet anschließend nicht mehr dem Unterricht folgen, zumal Alexander relativ frei aufwuchs und sich früh auch für Frauen interessierte, die den Rest der Nacht (aus)kosteten. Wir anderen folgten ihm nicht in das KPD/AO-Milieu, tranken aber weiter mit ihm in der auf einem Trümmergrundstück seit den 1950er Jahren betriebenen Kneipe Bier, rauchten Haschisch und hofften auf allerlei Revolutionen. Alexander auch, aber anders als wir. Er erwarb einen Heinkel-Roller und hielt uns für unernst und unproletarisch, was wir zweifellos auch waren. Den Kontakt brach er aber nicht ab. Er schimpfte über uns, verlangte von uns ernsthaftes revolutionäres Engagement, verlor sich aber nicht in sektenhaften Ausschließlichkeits-Bedingungen, fuhr und bastelte mit uns an unseren alten Mühlen.

Natürlich ging er zur Bundeswehr, wir anderen entzogen uns. Ich flüchtete 1973 nach West-Berlin, die Arztkinder wiesen Wehruntauglichkeit auf. Alexander blieb in Kassel, wohnte dort in Wohngemeinschaften. Wie er sich von der KPD/AO gelöst hat, weiß ich nicht. Er war zu weit weg von mir. Er kam später nach West-Berlin nach und war bei einer psychiatrischen Selbsthilforganisation tätig, ganz weit weg von mir

Während andere kifften und Hausaufgaben machten, verkaufte Andi Bull während seiner Schulzeit die kommunistische Zeitung „Die rote Fahne“

Foto: Rote Fahne



und meinen beruflichen und politischen Milieus, aber ganz offenbar nicht sektenhaft verengt. Als ich ihn dann bei der taz traf, war ich überrascht und erfreut: Wie es eben ist, wenn man unverhofft auf einen alten Kumpel trifft.

Alexander ist viel zu jung und viel zu gesund für einen Ruhestand. Alles Gute wünsche ich Dir.



Der mit dem **Kümmerer-Gen**

Willi Vogelpohl

Es gibt keinen Job in der taz, für den sich Andi Bull zu schade wäre

Foto: Karsten Thielker

Ich weiß noch gar nicht, wohin ich mein Kümmerer-Gen jetzt lenken soll...“, seufzte es unlängst aus dem scheidenden Geschäftsführer Andreas Bull. Mit diesem Problem lassen wir ihn, wenn auch ungern, alleine. Denn wir haben das viel gravierendere Problem, quasi die Kehrseite des Seufzer-Inhalts: Wer kümmert sich ab dem 1. Februar um uns? Uns, die taz.

„Die taz“ ist ganz viel und vieles, sie hat ihre Facetten, Ausfransungen, Zumutungen, Entwicklungen, Fehltritte und Fortschritte, ihre Mitarbeiter*innen, ihre Zahlen, ihre Phasen, Rituale, Zyklen und – ja, ein immer noch unerhörtes Wort im taz-Kosmos – ihre Erfolge.

🐾 ICH WÜSSTE KEIN PROBLEM, FÜR DAS ER NICHT EINE LÖSUNG HÄTTE. DIE LÖSUNG GEFÄLLT EINEM VIELLEICHT NICHT, ABER ER HAT SIE

Auch wenn viele glauben, dass die taz ein Organismus sei, etwas lebendiges, das uns, die Mitarbeitenden, formt, etwas, das den Mythos und das Erbe der Gründung in den 1970er Jahren auf geheimnisvolle Weise weiterträgt und jede neue Generation von tazler*innen infiziert mit der richtigen Mischung aus Widerstandsgeist, Genialität und Kargheit – Andi weiß, dass die taz in ihrem Kern etwas ganz einfaches ist: ein journalistisches Projekt, das ein Kollektiv von Journalist*innen, genannt Redaktion, am Laufen hält, unterstützt von einem Verlag, der lange Zeit nicht mehr als das Nötigste zu bieten hatte.

So weit, so einfach. Wenn da nicht die Sache mit dem Kümmern wäre. Es muss sich nämlich jemand kümmern. Um die Kolleg*innen. Um die



Überall dabei (oben mit Deniz Yücel)

Fotos: Andreas Brühl, Wolfgang Borrs, Karsten Thielker, taz-archiv

Heizung. Um die Leserin, bei der die taz allzuoft nicht im Briefkasten liegt. Um die Abo-Statistik. Um die Weihnachtsfeier. Um die Zukunftsprojekte. Um die Gerichtsprozesse. Um die Fassade. Um Gäste. Um die Fahne. Um den Fahrstuhl. Ums Auto. Um die Sorgen. Um die Abschiede. Um den immer wieder notwendigen Neubeginn. Um die Dinge, die getan werden müssen. Um die Dinge, die niemand tun will. Um uns. Um die taz.

Es muss sich nämlich jemand kümmern, der all das kennt, den ganzen Apparat, die Kolleg*innen, einzeln und mit Namen, das Haus in seiner manchmal vielleicht überfordernden Modernität, die Muster und Entwicklungen. Der weiß, was man aus der Vergangenheit lernen kann, und was aus den riesengroßen Excel-Tabellen für die Zukunft abzuleiten ist.

All dieses Kümmern hat Andi besorgt. Man könnte auch sagen, er hat uns umsorgt, manchmal hat er sich auch um uns gesorgt, um Einzelne, um Gruppen, manchmal, selten, auch um den Kern, die taz.

Dabei sorgt er nicht in der Manier des huldvollen Patriarchen. Er packt lieber an und



macht. Er ist einer, der immer wieder Anlauf nimmt, solange bis es irgendwann klappt, der nicht aufhört mit Menschen zu reden, auch wenn die schon längst nicht mehr erreichbar scheinen, der Ideen hat und sich freut, wenn eine von zehn funktioniert, der Chancen sieht, die man ergreifen muss und der im Zweifel auch den steinigen Weg geht.

Ich wüsste kein Problem, für das er nicht eine Lösung hätte. Die Lösung gefällt einem vielleicht nicht, aber er hat sie.

Jetzt müssen wir uns selber kümmern.

Erneuerer und **Versöhner**

Kornelia „Konny“ Gellenbeck



Das Foto täuscht. Meistens hört man in der taz auf das, was Andi Bull zu sagen hat
Foto: Piero Chiussi

Eigentlich heißt Andi ja Andreas, so wie ich Kornelia heiße. Wir haben beruflich beide unsere jugendlichen taz-Namen behalten, die auf unsere taz-Identitäten verweisen und einen immensen Teil unserer Arbeitsbiographie ausmachen. Andi ist früh zur taz gestoßen, er hatte Sozialpädagogik studiert, was manche gelegentlich meinten, an seinem Jargon hören zu können. Er hatte eine „K-Gruppen-Vergangenheit“. Das war in den späten Achtzigern keine Seltenheit. Er sah in der taz eine große gesellschaftliche Chance und stellte sich uneitel jeder Herausforderung – von Korrektur bis Personal.

Andi gehört nicht zur allerersten „Tunix-Gründergeneration“, aber so viel steht fest:

🐾 VIELE STRUKTUREN, DIE HEUTE IMMENS WICHTIG FÜR DAS WIRTSCHAFTEN DER TAZ SIND, LASSEN SICH DIREKT ZU ANDI ZURÜCKVERFOLGEN

Ohne Andi gäbe es die taz heute sicher nicht mehr. Das wusste stets auch Kalle, der eigentlich Karl-Heinz heißt. Gemeinsam bildeten sie ab 1991 über dreißig Jahre hinweg die „taz Geschäftsführung“ – ein Name, an den sich das bis dato selbstverwaltete Projekt auch erst gewöhnen musste. Es löste blumige Verwaltungsgebilde ab, die auf Nicknames wie „Sixpack“ oder „Elferrat“ getauft worden waren.

Viele Strukturen, die heute immens wichtig für das Wirtschaften der taz sind, lassen sich direkt zu Andi zurückverfolgen. Ich meine damit nicht nur, aber auch die Genossenschaft. Nicht nur, aber auch die drei Preise für das taz-Abo. Nicht nur, aber auch die Gemeinwohlbilanz. Andi hat früh den Kontakt zu Grünen Unternehmer*innen geknüpft. Er sah schon Mitte der Neunziger Jahre die Möglichkeiten eines digitalen taz-Archives, er war als ‚Personaler‘ unerbittlich gegenüber Forderungen, den Stellenplan zu erweitern, aber sehr findig beim Ausbaldowern individueller Teilzeitlösungen für KollegInnen. Sein Wirken für die taz war ausgleichend in einem besonderen Sinne: Er versuchte die Widersprüche zu versöhnen, ohne sie zu ignorieren. Wie können wir eine Zeitung machen, die weniger Papier verbraucht? Wie können wir eine teure Zeitung an arme Leute verkaufen? Wie können wir die taz professionalisieren, ohne ihre alternativen Wurzeln zu verleugnen?

In einer Doppelspitze zu arbeiten, verlangt viel von den beiden Spitzen. Kalle und Andi ließen sich nie auseinanderdividieren. Zweimal wurde versucht, Andi zu demissionieren, um diese „Struktur aufzubrechen“ – eine ganz harte Zeit für ihn. Aber Andis Loyalität galt nie (allein) seinem Kollegen Kalle, sondern vor allem der taz. Als „Abu“ steht er mit seiner Bullanalyse nach außen für Zahlen, aber das greift viel zu kurz. Jetzt verabschiedet sich „der Andi“ in einer Zeit, in der das Auseinandersetzungsguthaben steigt, also die Stärke der Genossenschaft greifbar ist. Mit dem Marathon-Fonds und dem Erbenprojekt gibt es zwei Projekte, die letzte Widersprüche auflösen und mithelfen, die Zukunft des Projektes taz abzuschern.

Lieber Andi, danke für Deine Unterstützung, Ich bin Dir unendlich dankbar.

Abu forever!

Für den Aufsichtsrat

Hermann-Josef Tenhagen

Einen schriftlichen Vertrag gabs vor 30 Jahren für neue Redakteure nicht. Aber nach gut zwei Stunden Vorstellungsgespräch und in den Tagen darauf die telefonische Nachricht: Du hast den Job. Kam alles nicht direkt von Andi Bull, war aber Andis Werk. In seiner noch gar nicht offen deklarierten Funktion als Personalchef der taz. Und es war gut so.

Denn auch mündliche Arbeitsverträge sind gültig. Und aus der Sicht eines Arbeitnehmers sind mündliche Arbeitsverträge sogar etwas sehr Schönes, taz-gemäßes. Im Zweifel gilt dann nämlich das Bürgerliche Gesetzbuch, und das steht auf der Seite der Arbeitnehmer.

So habe ich Andi auch in den folgenden drei Jahrzehnten erlebt. So viel Form wie nötig – aber so wenig wie möglich. Manchmal, nachdem ich nicht mehr Redakteur bei Andi Bull, sondern Aufsichtsrat für Andi Bull geworden war, wars mir zu wenig – Form. Aber immer wars von ganz viel Elan getragen, ganz viel Herz und der undogmatischen Suche nach den besten bezahlbaren Lösungen. Erfolgreich! Damit hat Andi uns bei der taz weit getragen.

31 Jahre und fast 90 Aufsichtsratssitzungen später schickt sich Andi Bull an, in den Ruhestand zu gehen. Wirklich, geht das? Eigentlich unvorstellbar. Bei der letzten gemeinsamen Sitzung von Vorstand und Aufsichtsrat war lange unklar, wer sie denn protokolliert, wenn nicht Andi.

Lasst uns ein bewegliches Andi-Denkmal bauen, undogmatisch, mit viel Herz und nur so viel Form wie unbedingt nötig. Dann bleibt er.



Sportlich ist er sowieso allen überlegen. Auch Hermann-Josef Tenhagen, der andere Zahlenmensch der taz
Foto: Piero Chiussi



Eine **loyale Haut**

Micha Mussotter

Klar hatte er auch mal lange Haare. Brainstorming in der Rudi-Dutschke-Straße, damals noch Kochstraße
Foto: Ronnie Golz

Woher Andi kam, wusste in der taz niemand so genau. 1987 soviel steht fest - fing er in der Technikabteilung an. Ich weiß nicht mehr, ob gleich festangestellt oder, wahrscheinlicher, als Aushilfe. Jede Abteilung hatte ihren festen Stellenplan, der nicht überschritten werden durfte. Neue Stellen mussten von der taz-Vereinsversammlung genehmigt werden, ein immer heftig umstrittener Geschäftsordnungspunkt.

Was ihn in die taz brachte? Vielleicht war es die Enttäuschung über die ausgefallene Revolution, für die er zäh in einer K-Gruppe gekämpft hatte. Schon damals war er nicht unvorbereitet in die Schlacht gezogen. Um kampfbereit zu sein, ließ er sich beim ‚Bund‘ an der Waffe ausbilden. Doch vielleicht waren Buchstaben ja das schärfere Schwert? Es reizte ihn, in einem Zeitungsprojekt zu arbeiten, wo die unterschiedlichsten politischen Positionen aufeinander trafen, das basisdemokratisch organisiert war, wo

man sich zwar einen beschissenen Lohn auszahlte, dafür aber selbstbestimmt arbeitete und lustvoll diskutierte. In der kleinen streitbaren Zeitung mit der angriffslustigen Pantertatze fand er Freiheit, Werte und Sinn.

Kaum hatte er in der Kochstraße Fuß gefasst, fiel Andi bereits auf. Zum einen, weil er bei jeder sich bietenden Gelegenheit Verantwortung übernahm und sich über die reine Arbeitszeit hinaus in das Projekt einbrachte. Aber auch durch sein taz-untypisches Exterieur: Andi war durchtrainiert, drahtig, hartleibig. Ganz anders als wir haschischgeschwächten, sandinobedröhnten Schlurfies. Auch sein Spieltrieb war nicht so ausgeprägt wie unserer, die legendäre taz-Fußballmannschaft ließ ihn kalt. Andi war Individualist: Motorradfahrer, Fallschirmspringer, der Karatetyp halt mit stets kantigem Kinn.

Anfang 1990 wollte ich ihn in die Produktionskontroll- (PC)-Abteilung holen. Einer wie er schien wie gemacht für den stressigen Job, in dem hierarchiefreien Irrenhaus tagtäglich den Redaktionsschluss durchzusetzen und die Seiten rechtzeitig in die Druckerei zu bringen. Doch er lehnte dankend ab. Er lugte damals schon über das Tagesgeschäft hinaus und las völlig ungeniert mit großem Interesse den Wirtschaftsteil der FAZ. Irgendetwas muss er dabei gelernt haben, denn 1991 wechselte er in die Geschäftsführung. Selbst für taz-Verhältnisse war das ein forscher Karrieresprung.

Für mich als Abteilungsleiter Technik brachte Andis Aufstieg durchaus Vorteile mit sich. Nun konnte ich bei ihm den Bohrer ansetzen, um mehr Mittel für meine Abteilung zu fordern. Soweit die Theorie. Doch Andi war schon immer eine loyale Haut. Zwischen Geschäftsführer Kalle und ihn passte bald kein Blatt Papier. Mit großem Vergnügen ließen mich die beiden ein ums andere Mal mit ihrem Goodguy-Badguy-Spiel auflaufen. Unvergessen, wie ich mit Programmierkönig Ralf vor den beiden regelrecht auf Knien rutschen musste, um 10.000 Mark für eine 1 GB Backup-Platte für das Redaktionssystem zu erbetteln.

Wir hatten unsere Auseinandersetzung, aber meistens zogen wir doch am selben Strang und wir konnten uns aufeinander verlassen.

Was auch zu komischen Situationen führen konnte. Als im Februar 1990 die Ost-taz gegründet wurde, brauchten wir in der Redaktion in Ostberlin, genauer im ehemaligen ZK-Gebäude der SED, ein paar Computer für die Produk-



taz-Technik Foto: Isabel Lott

ER LUGTE SCHON ÜBER DAS TAGESGESCHÄFT HINAUS UND LAS DAMALS SCHON VÖLLIG UNGENIERT MIT GROSSEM INTERESSE DEN WIRTSCHAFTSTEIL DER 'FAZ'. IRGENDETWAS MUSS ER DORT DABEI GELERNT HABEN, DENN 1991 WECHSELTE ER IN DIE GESCHÄFTSFÜHRUNG



Sind das etwa Rastas? Auf jeden Fall ist es Andi Bull vor einem der ersten PCs

Foto: Sabine Sauer

🐾 ES WAR SCHON EIN ERHEBENDES GEFÜHL, ALS KURZ DARAUF IN DEN PATERNOSTER DES ZK-GEBÄUDES UNSERE PCS HOCHFUHREN, WÄHREND AUF DER ANDEREN SEITE HONECKER-PORTRÄTBILDER IN DEN KELLER VERSCHWANDEN



Mann mit unangezündeter Zigarette. Damals Alleinstellungsmerkmal. Heute Trend
Foto: Isabel Lott

tion. Eine offizielle Einfuhrgenehmigung hätte in dieser chaotischen Zeit ewig gedauert. Also beschlossen Andi und ich, auf dem kurzen Dienstweg ein paar Computer im Auto „rüberzubringen“. Wir wussten nicht, was uns am Grenzübergang Checkpoint Charlie erwartet und hatten ein bisschen Schiss, dass sie unser Equipment beschlagnahmen würden. Zum Glück war der Grenzbeamte heillos überfordert, als wir auf seine Frage, was wir in der DDR mit Computern wollten, antworteten: „Eine Zeitung gründen“. Ein dezenter Hinweis auf Schabowski gab dem verunsicherten Wachmann den Rest. Es war schon ein erhebendes Gefühl, als kurz darauf in den Paternoster des ZK-Gebäudes

unsere PCs hochfuhren, während auf der anderen Seite Honecker-Porträtbilder in den Keller verschwanden.

Aber nicht alles war lustig. 1991 waren wir in der taz mal wieder in eine existenzielle Finanzkrise geraten. Wie da rauskommen war heftig umstritten. Die Mehrheit der Redaktion wollte einen Fremdinvestor in die taz holen, um die Zeitung weiterzuentwickeln und die armseligen Gehälter aufzupeppen. Verlag und Technik waren fast einhellig dagegen. Wir fürchteten den Verkauf unserer Inhalte und den Verlust unserer Unabhängigkeit.

Kalle war der Hauptgegner der Redaktion. Da sie ihm nicht an den Kragen konnten, wurde versucht, seine Position zu schwächen, indem sie Andi aus der Geschäftsführung drängen wollten. Damals stand Andi gewaltig unter Druck und hatte eine schwere Zeit in der taz.

Schließlich setzte sich der Verlag auf einer denkwürdigen Versammlung gegen die Schreiberlinge durch. Der taz-Verlag wurde in eine Genossenschaft überführt, um „neue Investitionsmittel zu erhalten und gleichzeitig die publizistische Unabhängigkeit zu wahren“.

Die geschlagene Redaktion spielte daraufhin mit dem Gedanken, in den Streik zu treten. Doch letztendlich war die Furcht zu groß, ein paar linksradikale Kreuzberger Autonome würden einspringen und die Seiten füllen. Deshalb schob die Redaktion aus Protest strikt Dienst nach Vorschrift, was uns ziemlich in die Breddouille brachte. Es war keine schöne Zeit, als sich Redaktion und Technik wie ein zerstrittenes Ehepaar keines Blickes würdigten.

Doch als ein paar Monate später der Aktuelles-Redakteur Carlo mich mit Sport-Redakteurin Michaela knutschend im Aufgang erwischte, stutzte er zuerst, grinste dann über das ganze Gesicht und rief: „Jetzt wird alles wieder gut“.

Was es auch wurde. Dem Laden ging es von Jahr zu Jahr besser. Michaela und ich sind immer noch ein Paar, wie auch Andi mit seiner Steffi, die er sich in der Technik-Abteilung ausgeguckt hatte - oder sie ihn.

Lieber Andi, willkommen im Rentnerclub. Jetzt wirst du doch bestimmt mehr Zeit für dich haben! Was spricht dagegen, sich auf das Motorrad zu schwingen und mich auf dem Hof zu besuchen, wo wir am See beim Lagerfeuer in alten Erinnerungen schwelgen können? Nichts.

Also: Gib Gas, das Bier steht kalt. Auf ein Wiedersehen freut sich Micha.

Ein guter Whiskey

Sigi Renner

Mensch Andi, ich kann es kaum fassen, nach 25 Jahren gemeinsamer Arbeit gehst Du! Dann ist jetzt wohl eine Lobhudelei angesagt und das fällt mir nicht schwer. Am Anfang war es doch recht holprig in diversen Runden und in der Zusammenarbeit. Doch schnell habe ich gemerkt, dass Du nie den Glauben an Basisdemokratie und Konsensentscheidungen verloren hast. Das hat mir imponiert und ich habe vieles mit anderen Augen gesehen und Dich verstanden. Du bist für mich taz, Du bist für

mich ein wertvoller Kollege und auch Freund. Durch Deine Empathie hast Du mich zweimal davon abgehalten zu kündigen, wahrscheinlich weißt Du das noch nicht einmal. Danke für Alles.

Schade, dass Du gehst, aber schön für Dich, dass Du nun Dein Leben ohne taz lernen und genießen kannst. Dafür wünsche ich Dir nur das Allerbeste und ich hoffe ehrlich, dass wir uns nicht gänzlich aus den Augen verlieren! Alles Liebe für Dich und hin und wieder einen guten Whiskey.

► Das zugehörige Formular liegt dieser Aussendung bei.

★ ABU ABO

10.000 DIGIABOS BIS ZUM 28. FEBRUAR 2022 DIE GROSSE ABU-AKTION

JETZT ABONNIEREN UND EINEN HERZENSWUNSCH ERFÜLLEN! 10.000 DIGITALE ABOS BIS ZUM 28.2.2022 – DIESEN ABSCHIEDSWUNSCH KÖNNEN SIE ANDI BULL ERFÜLLEN. ES FEHLEN NOCH 168 ABOS – WIR ZÄHLEN AUF SIE!

Ja, ich abonniere die digitale taz exklusiv

Das Abo wird monatlich in Rechnung gestellt und ist monatlich kündbar. Die Bezahlung ist nur per Lastschrift möglich.

- 28,50 Euro pro Monat / Standardpreis
- 18,90 Euro pro Monat / ermäßigter Preis
- 34,50 Euro pro Monat / politischer Preis

– Zahlung

SEPA-Lastschriftmandat | Rechnungsadresse

taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Gläubiger-Identifikationsnummer DE9200100000011699
SEPA-Lastschriftmandat

Ich ermächtige die taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der taz Verlags- und Vertriebs GmbH auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Bitte an die taz schicken. Danke!

Vorname | Nachname _____

Straße | Hausnummer _____

PLZ | Ort _____

* Pflichtfeld
E-Mail _____

Vorwahl | Telefonnummer _____

KontoinhaberIn | ZahlerIn _____

Straße | Hausnummer _____

PLZ | Ort _____

Kreditinstitut _____

IBAN DE _____

Datum | Ort | Unterschrift _____

Von einem, der alles kann

Katrin Gottschalk, Barbara Junge, Ulrike Winkelmann



Ob digital besser ist, weiß auch Andi Bull nicht. Aber dass die Zukunft digital ist schon

Foto: Piero Chiussi

Andi ist ein Schweizer Taschenmesser. Obwohl der Vergleich arg funktional klingt. Aber wie soll man sonst jemanden beschreiben, der das Zeug dazu hat, jedes Problem zu lösen, der gleichzeitig ein gewisses Verletzungspotential mit sich bringt und im Grunde unkaputtbar ist?

zum Thema Suchmaschinenoptimierung an. Die taz habe halt nur soundso viele Leser*innen. Das sei schon immer so gewesen und werde immer so sein. Schweizer Taschenmesser sind ja auch Traditionalisten. Mittlerweile sind wir längst über der Schwelle von 50.000 zahlenden Kund*innen, steuern gerade auf die 100.000 zu. Das kann Andi aber auch: anerkennen, dass jemand anders recht hatte.

In der Zeitschrift brandeins hat Andi mal gesagt, die taz sei das erste Startup-Unternehmen gewesen. Vielleicht früher. Die taz ist kein Startup, dafür steht auch Andi. Als Säge hat er durchaus das Zeug gehabt, den ein oder anderen Stuhl mit Ideen drauf zum Wackeln zu bringen. Statt schnell Neues zu probieren, muss man lange dafür kämpfen. Wirklich sehr lange. Das hat historische Gründe: Das Scheitern der NRW-taz steckt ihm bis heute in den Knochen.

Als neue Kollegin in der Chefredaktion ist das ein ständiges Laufen gegen eine GummIWand. Im besten Fall bleibt man dabei fit, manchmal werden aber durchaus die Beine müde, weil Chefredaktion in der taz in den meisten Fällen ein Sprint ist und kein Marathon. Geschäftsführung

GESCHÄFTSFÜHRUNG IN DER TAZ IST ARBEITEN MIT GEGNERBEZUG, SAGT ANDI

Andi ist alles in Einem. Er ist die Personalabteilung der taz, der Flaschenöffner. Man braucht einen Vertrag - und zack, ist er fertig und liegt ausgedruckt auf dem Platz, vom Geschäftsführer persönlich vorbeigebracht. Andi kann auch Korkenzieher, wenn sich die Verträge als kompliziert herausstellen. Auf jeden Fall findet er immer einen Weg, den guten Stoff in die taz fließen zu lassen.

Andi ist auch eine Nagelfeile. Man schleift die eigenen Argumente ewig an ihm, sie zerbröseln und werden dabei zu Staub. So fühlte sich etwa eine immer wiederkehrende Diskussion mit Andi

ist ein Marathon, der Zeithorizont ein anderer. Um das in die Taschenmesser-Metapher einzubetten: Man kann das Ding eingeklappt ewig gegen die Wand hauen, es bleibt intakt. Es ist für ewig, nicht für eine Mode. Lasst uns nicht vergessen, dass dieses Tool aus der Armee kommt.

Die Armee hat Andi immer ins Haus gelassen. Dann sagte er der Chefredaktion Bescheid, dass da wieder ein paar Offiziere in der Konferenz sitzen würden. Dass diese kommen und sich in einem linken Medienhaus umschauchen, fand Andi immer gut: Sollen sie doch etwas lernen. Die Bundeswehranzeigen verteidigte Andi auch immer und betonte die Trennung von Verlag und Redaktion. Er hielt sich andersrum auch selbst daran. Zur redaktionellen Arbeit äußerte er sich nie, auch wenn er jeden Tag die komplette Zeitung las. Wichtig war stets nur, dass es immer mal Sonderseiten und -ausgaben gab, mit denen der König der Abokurven werben konnte. Die Bull-Analyse wird dieses Jahr 20 Jahre alt!

Zuletzt war bei Andi besonders beliebt: das Langzeit-Abo. „Der Appetit kommt mit dem Essen“, ist so ein Andi-Satz. Und vielleicht ein Lebensmotto? Denn wenn er auch gut darin war, mit Kalle Ideen an sich zunächst abprallen zu lassen, war er umgekehrt oft der Meinung, erst einmal Tatsachen schaffen zu müssen – dann findet sich schon ein Weg, und die Beteiligten werden am Ende schon alles gut finden oder zumindest damit leben.

Geschäftsführung in der taz ist Arbeiten mit Gegnerbezug, sagt Andi. Auch – beziehungsweise gerade? – in einem linken Medienhaus wird am liebsten nach oben kritisiert, und am Ende der Fahnenstange ist eben die Geschäftsführung. Wer sich ärgert, landet irgendwann bei der GF, wie Kalle und Andi immer nur genannt wurden – und diese haben damit zu leben gelernt. Gemocht zu werden, war nie ihr Ziel, sondern die Zukunft der taz zu sichern.

Über die Jahre mit Gegnerbezug gab es aber auch immer wieder Momente, in denen das Taschenmesser "up in arms" war. Wer früher versuchte, Kalle zu entmachten, knöpfte sich den vermeintlich weicheren Andi vor. Aber wer in der taz ist so fit wie Dauerunterzuckert-Karate-Andi? Es ging immer schief. Jetzt geht Andi von alleine, fährt die Schere aus und kappt den Draht zur taz. Uns wird das Schweizer Taschenmesser fehlen. Vor allem all die Funktionen, die wir noch gar nicht auf dem Schirm hatten. Wer nutzt schon den Zahnstocher? Wie arg er fehlt, werden wir erst merken, wenn wir ihn brauchen.

Der **Verträglich**e

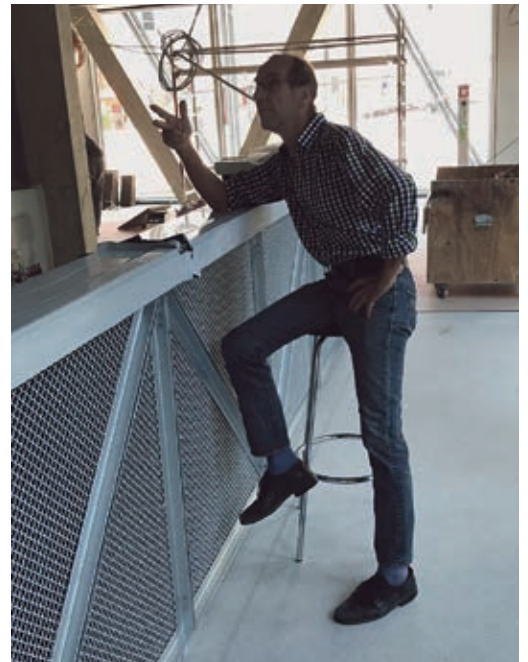
Heike Holdinghausen

Frühjahr 2002. Auf Anzeige beworben, Vorstellungsgespräch bestanden, Stelle bekommen. Auf heißen Kohlen warte ich auf den Arbeitsvertrag. Den lasse ich natürlich prüfen, wozu hab ich eine Rechtsschutzversicherung, und von meinem aktuellen Arbeitgeber, einer kleinen Fernsehfirma weiß ich, das Kleingedruckte ist wichtig, und Vorsicht die Mutter ... Ich warte also. Zwei Tage, drei Tage, noch mehr Tage. Ich gehe mit meinen künftigen Kollegen Mittagessen, sie tragen mich für Sonntagsdienste ein. Ich warte weiter. Ich rufe den zuständigen Geschäftsführer an, Herrn Bull. Na klar, geht völlig klar mit dem Vertrag, logisch, sagt er.

Einige Tage später rufe ich ihn wieder an. Ich kann ja nicht kündigen, wenn ich nicht den neuen Vertrag habe. Hä? Wieso? Sagt Herr

Bull. Kündige mal, logisch, der Vertrag liegt doch schon hier, fast fertig, kommt bald. Ich gebe mir einen Ruck. Meine Fernseh-Stelle ist grauenhaft. Arbeitslos ist auch nicht schlimmer, denke ich, und kündige.

Spinnst Du? Fragen mich alle, die ich kenne. Etwas später kommt der Vertrag. Alles paletti. So war das mit Andi, nie was für die Rechtsschutzversicherung, aber immer fair, und es hat immer für beide gepasst.



Slipper muss man tragen können. Andi Bull versprühte damit sogar texanischen Tresenposenglamour
Foto: taz-archiv

Die junge Haustechnik des alten Bull

Helmut Höge

Man sagt leicht abwertend „außen hui - innen pfui“, beim neuen taz-Haus könnte man umgekehrt sagen: „innen hui - außen pfui“. Das wäre dann so zu verstehen, dass es außen aus Beton, Glas und Stahl besteht, aber innen ausgeklügelteste Öko-Technik hat.

Als Post einsortierender Aus-
hilfshausmeister im alten taz-Haus kann ich mich noch erinnern, dass die Geschäftsführer Andreas Bull und Karl-Heinz Ruch das Manager-Magazin abonniert hatten, aber dann lasen sie irgendwann nur noch Haustechnik-Broschüren: Sie planten ein neues taz-Haus. Und dabei sollte alles eingesetzt werden, was die Öko-Redaktion anpries. Wie sehr Andi sich dafür begeisterte, bekommt man noch heute mit, wenn er für taz-Genossen oder Architekturstudenten eine Führung durchs neue Haus macht und dabei dessen Technik erklärt.

Ihre Funktionskerne befinden sich ganz unten – im 2. Keller und ganz oben im 7. Geschoss. Unten wurden die großen Lüftungsanlagen, der Sprinklertank und die Retentionsanlage (die bei Starkregen das öffentliche Kanalnetz entlastet) untergebracht. Weil das Fundament dazu tiefer als der Grundwasserspiegel gelegt werden musste, wurde es von Tauchern gegossen.

Während mich auf den zwei Dachterrassen die Pflanzen begeistern, befindet sich für Ökotechnikinteressierte dort auf der oberen Terrasse (im 2. Technikraum) das Herzstück der Klimatisierungsanlage, wo vor allem die drei wie Flugzeugturbinen aussehenden „Türme“ beeindruckend, die eine Kälteleistung von je 45.000 Watt erbringen, indem sie Wassertropfen verdunsten. Das dabei gekühlte Wasser (30.000 Liter) gelangt zu den Wärmetauschern in den Büroetagen.

Dieses System nennt sich intern „Andis Adiabatische Kühlung“. Dazu gehören in den Großraumbüros der Luftaustausch und die Klimatisierung durch „thermische Simulation“ und „sommerlichen Wärmeschutz“ sowie eine „mechanische Lüftungsanlage“, die mittels geräuschloser

Lüfter frische Luft aus den zig „Brüstungsgeräten“ unter den Außenscheiben blasen. In diesen Geräten verbergen sich „Wärmetauscher, die im Winter als Heizung und im Sommer als Kühler“ fungieren. Das schrieb Andi zur Erklärung der komplizierten „Gebäudeautomation“ des neuen Hauses im August 2018 kurz vor dem Umzug - um die Mitarbeiter dafür zu begeistern. Sein Artikel hatte den Titel „Wenn die Feuchtkugel die adiabatische Kühlung ärgert und die taz dennoch cool bleibt“. Er versprach darin: „Im Sommer

soll das Wasser möglichst 19 Grad Vorlauftemperatur haben, im Winter 28 Grad“.

Im alten taz-Haus war es eher umgekehrt, weswegen in jedem Sommer neue Standventilatoren gekauft werden mussten, die aber erst mal immer ausverkauft waren. Und dann wunderte man sich überhaupt, wo die alten vom letzten Sommer geblieben waren.

In Andis Ausführungen über die Klimaanlage im neuen taz-Haus kommt das Wort „Feuchtkugeltemperatur“ vor, zur Erklärung verweist er auf Wikipedia. Dort steht: „Es ist die tiefste Temperatur, die sich durch direkte Verdunstungskühlung erreichen lässt. Dabei steht die Wasserabgabe einer feuchten Oberfläche mit dem Wasseraufnahmevermögen der umgebenden Luft im Gleichgewicht.“ Und für dieses (labile) „Gleichgewicht“ ist Andreas Bull quasi verantwortlich. An jedem heißen Sommertag werden wir nun dankbar an ihn denken und „Er lebe hoch!“ rufen.



Der Herrscher über Kälte und Wärme im neuen taz-Haus hatte sich schon frühzeitig dem Adiabatischen System verschrieben
Foto: taz-archiv

Karg, kantig und klar

Bascha Mika

Seh ich mein rotes taz-Rad, denk ich an Andi. Das Gefährt hat schon viele Jahre auf der Stange - was man ihm ansieht - macht aber weiter unverdrossen sein Ding. Fahrradmanufaktur eben. Dieses gute Stück habe ich Andi zu verdanken.

Eine taz-Veranstaltung in Kreuzberg, mein neues lila Fahrrad mit nur einem Schloss gesichert, das kann in Berlin nicht gut gehen. Tat es auch nicht. Nach der Versammlung war das Rad weg und ich empört. Den Diebstahl betrachtete ich als persönliche Kränkung. Als ich am nächsten Tag mit Andi sprach, regte ich mich immer noch auf, als zivilisierte Cholerikerin bin ich darin ziemlich gut. Da sagte Andi in diesem leicht ironischen Ton, ohne den Hinweis auf meine Fahrlässigkeit zu vergessen: „Du, ich habe da noch ein taz-Rad von der Manufaktur. War falsch bestellt, müsste Deine Größe sein. Kannste haben.“

Ich war still - weil ein bisschen fassungslos. Großzügige Geschenke und herzerwärmende Trostpflaster gehörten nicht unbedingt zu dem, was frau in der taz gewohnt war. Diese wunderbare Erfahrung werde ich immer mit Andi verbinden. Mit seinem drahtigen Körper und dem schmalen Kopf wirkt er schnell etwas karg und kantig, doch sobald er lacht öffnet sich ein weiter Raum.

Andi und Kalle – mit diesem Geschäftsführungsgespann hatte ich als Chefredakteurin viele Jahre täglich zu tun. Doch wo ich mit Kalle sehr oft und lautstark in den Clinch ging, gab es mit Andi nie Schreierei. War einfach nicht sein Stil. Wenn Kalle und ich uns mal wieder verhakten, hielt Andi sich raus oder versuchte zu vermitteln. Wobei immer klar war: Seine Loyalität galt der taz und dem Kompagnon an seiner Seite. Da kam niemand dazwischen.

Gemeinsam waren sie stark. Gemeinsam nahmen sie es im Zweifel mit der gesamten Belegschaft auf. Nie habe ich erlebt, dass Andi versuchte, sich auf Kosten von Kalle zu profilieren. Sie schienen eine Mischung aus Buddies und eingespieltem Ehepaar zu sein. Kalle war zwar der Frontmann, aber ohne Andi war auch Kalle nur halb.

Alles Gute, lieber Andi, genieße die neue Zeit!



Feenstaub auf seinem Haupt
Foto: Karsten Thielker

Säckeweise Feenstaub

Nina Schoenian

Ich muss dieses Bild für dich bemühen, schon alleine weil für derlei Vergleiche die taz wahrscheinlich nicht gegründet wurde:

Claudia Schiffer hat über Karl Lagerfeld gesagt, er sei ihr Feenstaub gewesen (ja, über Macron wurde auch so was ähnliches gesagt, ist aber weniger lustig).

Denke ich an Dich, denke ich an Chancen und Unterstützung, die du so oft in der taz geboten hast, du hast tausendfach klug und leise Dinge ermöglicht.

Ich finde, du hast säckeweise Feenstaub (wegen mir auch Troll- oder Enabler-Staub) über der taz ausgeleert und es wird auch noch funkeln, wenn du dich schon deinen vielen anderen Interessen widmest.

Ich danke dir auch persönlich, dass du mich vor sehr vielen Jahren eingestellt hast. Und dass du von der Sozialpädagogik immer nur den besten Part in die taz gebracht hast und die Dinge so verdammt lustig einordnen konntest.

Die „Bull-Analysen“-Analyse

Gereon Asmuth

Nein. So viel Ehrerbietung muss sein. Als Andi „Abu“ Bull im Mai 2001 seine „Bull-Analyse“ startet, da begann er sie mit genau diesem Wort: „Nein“. Dabei darf man unserem Geschäftsführer vor allem eins nicht unterstellen: Negativismus. Im Gegenteil, er fand eigentlich immer einen Grund in seinen „Bull-Analysen“ etwas positives zu entdecken in der wirtschaftlichen Lage. 316 Treffer meldet das taz-Archiv nun über 20 Jahre später, wenn man nachschaut, wie oft der Andi die bullanalytierte. Das heißt, mindestens 2 Texte muss man abziehen. Sie wurden von Kolleg:innen geschrieben, um Andi anlässlich seines 30. Dienstjubiläums beziehungsweise seines 65. Geburtstages angemessen zu lobpreisen. Bleiben: 314.

Wie positiv unser Chefanalytiker die Welt sieht, erkennt man – na klar – an seinen Werten. Zwar schrieb er laut taz-Archiv viel öfter über „Ausgaben“ (40 Treffer) als über „Einnahmen“ (8). Aber nur, weil er meist gar nicht die Kosten meinte, sondern die finanzierten Printausgaben der taz. Nur 22 mal erwähnte Andi „Verluste“, 33

mal hingegen schrieb er über „Gewinne“. Und das bei einem Unternehmen, das schwarze Zahlen lange Zeit nur deshalb druckte, weil das Geld für die roten fehlte.

Doch an „Krise“ (14 Treffer), „Sorgen“ (13), „Probleme“ (6) oder gar solch profane Dinge wie „Druckkosten“ (1 Treffer) mochte Andi nur selten denken. In 56 seiner Analysen ging es „hoch“, nur in zweien ging es „runter“.

Wie er das notwendige Geld reinholen wollte, lag auf der Hand. Abus Lieblingswort ist „Abo“. In 289 seiner Analysen taucht es auf. Gern auch in erweiterter Form als „Abokurve“ (73 Erwähnungen). Zu der hatte Abu ein fast libidinöses Verhältnis. Mit ihr vor den Augen fand er nur wenig „schlecht“ (23 Treffer), aber umso mehr „gut“ (156 mal). Da ist es nur logisch, dass Abu dieses wunderbare Gefühl den Leser:innen weitergeben wollte. In 93 seiner Texte brachte er das Wort „bestellen“ unter. Meist mit einem unübersichtbaren Ausrufezeichen dahinter!

Auch wie wichtig ihm die Leser waren, zeigt die Statistik: in 43 Texten tauchten sie auf. Noch öfter natürlich als „Leserinnen“, die gar 70 mal

Alle Jahre wieder: Die taz-Genossenschaftsversammlung, auf der die Geschäftsführung Rechenschaft ablegen muss

Foto: Piero Chiussi



erwähnt wurden, meist mit großem „I“, so dass sich die Männer mitgedacht fühlen durften. Man kann hier sogar sehen, wie Andi mit der Zeit ging. Zweimal erwähnte er die „Leser*innen“ mit Genderstern, beides mal im Jahr 2017. Seither bevorzugt er konsequent die „Leser:innen“ mit Doppelpunkt.

Noch wichtiger aber war ihm die „Redaktion“, die es satte 85 mal in seine Analysen schaffte.

WÄHREND SEIN LANGJÄHRIGER MITSTREITER „KALLE“ UND AUCH AUCH DIE „CHEFREDAKTION“ ES JEWEILS KÜMMERLICHE ZWEI MAL IN DIE BULL-ANALYSE SCHAFFTEN, WURDE DIE „REDAKTION“ GLEICH 85 MAL ERWÄHNT

Und offensichtlich hatte er beim Blick aus der Chefetage nie die Belegschaft aus dem Auge verloren. Während sein langjähriger Mitstreiter „Kalle“ und auch auch die „Chefredaktion“ es jeweils kümmerliche zwei mal in die Bull-Analyse schafften, wurde die „Redaktion“ gleich 85 mal erwähnt.

Stets war Andi mit seinen Analysen auf der Höhe der Zeit. Immerhin 14 mal schrieb er über „online“, erstmals am 8. März 2003, als er für ein unschlagbares Angebot warb. Für gerade mal 50 Euro konnte man über taz.de ein Jahr lang auf

alle Texte (22 Treffer) im Archiv (9 Treffer) seit 1986 (6 Treffer) zurückgreifen. Und man bekam obendrauf noch eine CD-Rom, mit der man solche Textanalysen wie diese „hier“ (64 Treffer) „auch“ (217 Treffer) „offline“ (1 Treffer) bewerkstelligen konnte. Das war „damals“ (14 Treffer) offensichtlich ein begehrtes Tool. Denn die taz-CD, so hieß es bei Andi, war erstmals „ausverkauft“ (6 Treffer).

Nur eins ist irgendwie unbegreiflich. Wie eine Zahlenanalyse der taz zeigt, hat Bull im Laufe der Zeit in seinem Schreibeifer enorm nachgelassen. Anfangs vergrub er sich rund 30 mal pro Jahr in die Zahlen. 2004 schrieb Bull gar 43 Bull-Analysen, also fast jede Woche eine. Doch dann kam eine Flaute: von 2010

bis 2012 nur zwei Texte insgesamt. Vor acht Jahren hatte Abu zwar wieder Inspiration in der Abokurve gefunden. Doch in den letzten sechs Jahren mussten die Leser:innen im Schnitt 11,1 Wochen warten, bis der Bull mal wieder analysierte. Eigentlich kann es dafür nur einen Grund geben: der taz geht es einfach zu gut, auch wegen der immer wieder abomotivierenden Abokurvendiskussionen. Wäre es anders, hätte Andi öfter in die Tasten gehauen. Denn das ist sicher: nichts ist ihm wichtiger als die taz. Sie wird in 314 der 316 Bull-Analysen erwähnt: taz ist Spitze, dank Andi.

Die Bull-Analysen-Analyse



Der Streitlustige

Pascal Beucker, Anne Fromm und Anja Mierel, taz-Vorstand



von links nach rechts:
Anja Mierel, Pascal Beucker, Aline Lüllmann, Anne Fromm, Andreas Marggraf, taz-Vorstand
Foto: Anja Weber

Die taz feiert in diesem Jahr ihren 44. Geburtstag. Schon erstaunlich für eine Zeitung, auf deren Überlebenschancen am Anfang – und auch immer mal wieder seitdem – kaum jemand einen Pfifferling gewettet hätte. Die letzte große Krise ist inzwischen knapp 22 Jahre her. „Die jüngeren Redakteure staunten noch, dass sie erstmals einer der mythischen »taz«-Krisen beiwohnten, die länger Gedienten beschlich der Gedanke, diese Krise könnte die letzte sein“, läutete der Spiegel im August 2000 das Totenglöckchen. Selbst Chefredakteurin Bascha Mika „weiß, dass womöglich die letzte Stunde geschlagen hat“, glaubte das Hamburger Magazin zu wissen. Nur Geschäftsführer Andreas Bull hätte den Ernst

der Lage noch nicht so ganz erkannt. Denn der mühe sich, „das aktuelle Desaster zum üblichen Sanierungsfall runterzureden. Krise? Ja. Niedergang? Nein.“ Nun ja, Andi hat Recht behalten.

Siebzehn Chefredakteur:innen hat Andi in seiner Zeit bei der taz erlebt. Über die meisten hat er selbst im taz-Vorstand mitentschieden. Wenn Andi jetzt die taz verlässt, dann zu einer Zeit, in der unser kleines aber renitentes Medienhaus ökonomisch so gut dasteht wie noch nie in seiner Geschichte. Das ist auch nötig, um den Transformationsprozess, in dem wir uns gegenwärtig befinden, bewältigen zu können. Aber dass das so ist, verdankt sich nicht zuletzt seinem großen Engagement. Seinen Ruhestand hat er sich redlich verdient, aber

trotzdem fällt es uns schwer, ihn zu akzeptieren.

Nein, Andi war nie pflegeleicht. Wie seinem langjährigen Mitgeschäftsführer Kalle Ruch fiel auch ihm die Einsicht äußerst schwer, keineswegs immer im Recht zu sein. Da ist es kein Wunder, dass es auf Vorstandssitzungen auch mal kräftig zur Sache ging. Anders als der eher wortkarge Kalle scheute sich Andi dabei auch nicht, mitunter lautstark zu werden. Generationen an gewählten Vorständen wissen über die Wortschlachten zu berichten, die sie mit ihm geschlagen haben. Da schien seine politische Sozialisation in der rauflustigen linksalternativen Szene der 1970er und 1980er Jahre durch, die die gesamte taz lange geprägt hat. Auch manch unproduktiven Streit mit dem Betriebsrat hätten sich Kalle und er sicher sparen können.

Nein, Diplomatie gehört nicht unbedingt zu den Stärken Andis. Was allerdings dazu gehört: seine Uneitelkeit. Es ging ihm stets um die Sache, um das Große und Ganze, also um die taz. Und deswegen ist es letztendlich doch immer wieder gelungen, eine Verständigung zum Wohle der taz zu finden. Anlässlich seines 60. Geburtstags hat Jan Feddersen über Andi geschrieben, er sei „ein Kümmerer ohne Dünkel“. Das trifft es ganz gut.

Auch wenn er erst ein paar Jahre nach der Gründung dazu gekommen ist, verkörpert Andi mit seiner bisweilen streitlustigen, aber vor allem immer anpackenden Art bis heute den Gründungsgeist der taz. Er ist – und das ist in keiner Weise despektierlich gemeint – eine lebende Reminiszenz an jene Anfangszeit, in der aus Politaktivist:innen und Studienabbrecher:innen manchmal hervorragende, manchmal erfolgreiche Journalist:innen werden konnten und aus einem studierten Sozialpädagogen mit Mao-Hintergrund, Ex-Taxifahrer und Korrektor eben ein Verlagsgeschäftsführer, und zwar genau der Richtige für die taz. Andi hat viele derjenigen, die in der taz zu guten Journalist:innen geworden sind, in die großen Medienhäuser der Republik ziehen sehen. Für die taz war es ein Glücksfall, dass er geblieben ist.

Lange stand Andi in der öffentlichen Wahrnehmung im Schatten von Gründungs- und Langzeitgeschäftsführer Kalle Ruch. Wer beispielsweise in das durchaus lesenswerte Buch schaut, das der Ex-tazler Jörg Magenau 2007 über seinen früheren Arbeitgeber geschrieben hat, stellt erstaunt fest, dass Kalle darin zwar seinen gebührenden Platz findet, aber im Per-

sonenregister zwischen „Buch, Hans Christoph“ und „Bush, George H. W.“ eine Lücke klafft. Dabei passt der Titel von Magenau Buch geradezu perfekt auf Andi: „Die taz. Eine Zeitung als Lebensform“. Andi hat die taz gelebt. Er wird uns nicht nur als Geschäftsführer, sondern auch als Mensch fehlen.

Was stimmt: Kalle Ruch hat die taz stark geprägt. Was aber auch stimmt: Das konnte er nur, weil Andi über all die Jahre äußerst rührig an seiner Seite stand. Das Wirtschaftsmagazin brand eins schrieb 2005, sowohl Freund:innen als auch Feind:innen Ruchs im Haus seien „überzeugt, dass das Unternehmen im Falle seines überraschenden Unfalltods verloren wäre“. Zum Glück hat Kalle kein Unfalltod ereilt, sondern er erfreut sich nach wie vor bester Gesundheit. Aber ebenfalls zum Glück war das gleichwohl eine völlige Fehleinschätzung.



AUCH WENN ER ERST EIN PAAR JAHRE NACH DER GRÜNDUNG DAZU GEKOMMEN IST, VERKÖRPERT ANDI MIT SEINER BISWEILEN STREITLUSTIGEN, ABER VOR ALLEM IMMER ANPACKENDEN ART BIS HEUTE DEN GRÜNDUNGSGEIST DER TAZ

Als Kalle im Dezember 2019 in den Ruhestand getreten ist, hat Andi erst gemeinsam mit Andreas Marggraf und dann zudem mit Aline Lüllmann die taz weiter in sicherem Fahrwasser gehalten. Die drei haben es geschafft, einen Übergang zu organisieren, der die taz nicht in Turbulenzen bringt. Um ehrlich zu sein: Wir waren uns nicht sicher, ob das gelingen wird. Schließlich haben Kalle und Andi seit der Gründung der Genossenschaft 1991 gemeinsam die Geschäfte der taz geführt. Sich nach so langer Zeit auf Neues einzulassen, ist nicht leicht. Andi hat das getan. Er hat den unumgänglichen Generationenwechsel in der Geschäftsführung der taz konstruktiv mitgestaltet. Auch dafür sind wir ihm dankbar.

Nun verabschiedet sich Andi. Er sei „einer, der Stück für Stück umsetzt, was er als richtig und gerecht erkannt hat“, hat Anja Maier im März 2020 in der taz über ihn geschrieben. Ja, so ist es. Er wird uns fehlen.

Der **Stilist**

Jan Feddersen

Sein Stil ist unverkennbar. Als Mann des Wortes, war meine Vermutung mit den Jahren, würde er mir persönlich den lustvollen Verzehr von Blumenkohl an Rotweinjus oder am dringenden Erwerb eines Motorrades nahebringen können. Will sagen: Selbst Abwegigstes wird durch ihn plausibel und, ja, schön und wichtig. Andreas Bull, seit ewigen Zeiten Geschäftsführer der taz und in diesem Job so fern der redaktionellen Geschehnisse wie der Nord- vom Südpol, ist in seinem



Außerhalb von geheimen Sitzungen kennt man ihn nur als überaus freundlichen Gesellen

Foto: Karsten Thielker

**🐾 OFT ANALYSIERTE ER DIE MEDIEN-
ÖKONOMISCHEN VERHÄLTNISSO
KLAR, JA, ZWINGEND, DASS EINEM
DIE AM ENDE DER JA NIE SEHR
LANGEN BULLANALYSEN SOGAR
ANGEKÜNDIGTEN ABOPREISERLÖSE
WIE EINE VERHEISSUNG VORKAMEN**

Herzen ein Journalist wie nur wenige andere im schreibenden und recherchierenden Gewerbe im Haus. Er will Rätsel entwirren und der Leserschaft nahebringen, wie es sich eben verhält mit der publizistischen Welt, die für uns doch undurchschaubar ist. Verlegerangelegenheiten, Vertriebsdinge, Anzeigenbelange: Andreas Bull ist vor allem ein Kollege, der Texte so schreiben kann, dass sie nicht nur von einer szenestischen Crowd verstanden werden. Seine Rubrik ist die sogenannte, weil nach ihm benannte „Bullanalyse“. Dutzend Mal im Jahr erläuterte er - zuletzt auf der „Ausdertaz“-Seite in der taz am Wochenende - seit knapp 20 Jahren die Lage der taz-Publizistik im Meer der Medienwirtschaft. Aborückgänge, Vertriebsminderungen, Kurvendigramme, die beweisen, wie erfolgreich sich die taz im Dickicht der Zeitungskulturen

bewegt. Oft analysierte er die medienökonomischen Verhältnisse so klar, ja, zwingend, dass einem die am Ende der ja nie sehr langen Bullanalysen sogar angekündigten Abopreiserlöse wie eine Verheißung vorkamen. Was?, die buchen mehr Geld von meinem Konto ab? Super! Wer dem Konsumenten gegenüber eine solche Plausibilität nahelegt, hat die Zauberformel aller Verkäufer*innen, gleich für welches Produkt, herausgefunden. Nur: Andreas Bull, der studierte Erziehungswissenschaftler und taz-Überzeugungstäter hätte nicht für Sachen brutal ehrliche Sätze formuliert, aber für die taz. Andreas Bull - der sich im Übrigen in seinen Bullanalysen als versierter Rechtschreib- und Interpunktionsregelmensch so souverän wie fast kein*e Redakteur*in zeigte – hat das nur für die taz gemacht: Aus dem journalistisch Zwingenden das ökonomisch Nötige abgeleitet. Die Bullanalyse, diese Perle geschäftsführerischer Bekenntnis-, Anmutungs- wie Anregungsprosa, wird auf dem Altar der Hall of Fame der taz einen Platz in der Mitte bekommen. Stilistisch freundlich, in ihren Aussagen von kristalliner Transparenz: Wer so offen die Hintergründe der ökonomischen Notwendigkeiten der taz aufbereitet, muss sich nicht wundern, dass unsere Zeitung seit Jahren keine Rettungskampagnen mehr in die Welt setzt. Ihm ist das publizistisch zu verdanken: Ein Mann, der das Werben um Erlöse nicht wie Bettelei klingen ließ.

Der Saunaschreck

Beate Willms

Den Filmtitel „Bruce allmächtig“ muss man für Andi nur leicht abwandeln. „Andi allgegenwärtig“ trifft es dann genau. Auch wenn das coronabedingte Homeoffice es fast vergessen ließ: Im normalen taz-Leben kann man Andi nicht aus dem Weg gehen. Morgens an der Pforte, an irgendwelcher kaputten Technik herumfummelnd, zwischendurch mit großer Geste eine Gruppe Besucher:innen herumführend, nach Feierabend noch mal einen Blick in die Kantine werfend: Der Mann ist überall. Probleme mit den Fenstern? Der Bildschirmarbeit? Dem Vertrieb? Mit Druckqualität? Brandschutz? Fragt Andi! Und wenn es ums Wohl der Mitarbeitenden geht: Eine psychische Gefährdungsbeurteilung ist schnell organisiert. Gegen den Lärm im Großraumbüro schleppte er Schaumstoffkegel herbei, die an die Decke zu hängen waren.

So überraschend er oft auftauchte - besonders leise ging es dann meist nicht weiter. Denn Andi hat ein großes Bedürfnis, sich auszutauschen - oder eher: mitzuteilen. Ich fragte mich des öfteren, ob er nicht besser Lehrer geworden wäre oder Kommunikator. Letzteres war er allerdings auch so. Jahrzehntelang übersetzte er Mit-Geschäftsführer Kalle Ruch für den Rest der Welt, wobei immer wieder der Sozialpädagoge durchkam. Ohne Andi hätte das legendäre Duo nicht so lange funktioniert und vielleicht auch nicht die taz. Denn Andi erfand das taz-Preissystem, bei dem der politische Preis die Soliabos subventioniert, und hatte neben dem sozialen auch die ökologischen Aspekte mit im Kopf, ob es nun um Papier, Druckfarbe, Radstellplätze oder die adiabatische Kühlung des neuen Hauses ging.

Die Umtriebbarkeit beschränkt sich übrigens nicht auf die taz. Auch außerhalb ist Andi kaum zu verfehlen. Mal traf ich ihn auf seiner 900er Yamaha hinter Brandenburg an der Havel, mal beim Autopacken in der Friedelstraße. Und mit Wanderschuhen mitten im Wald auf La Gomera, als seine family den Tag lieber am Strand ver-



Da dachte er schon nur noch an das moderne Kühlungssystem, das außer ihm niemand sonst je mit so viel Zuneigung behandeln wird
Foto: taz-archiv

brachte. Wirklich nur einmal bin ich ihm dabei aus dem Weg gegangen. Da wollte ich mich von einer anstrengenden Arbeitswoche erholen und hatte mich gerade entspannt auf meinem roten taz-Handtuch niedergelassen, als ich im Augenwinkel hinter der Glasscheibe eine schlaksige Gestalt vorbeischlendern sah. Andi trug nur einen dunkelblauen Bademantel. Und ich, was frau halt in der Sauna des Stadtbads Neukölln so trägt. Gemeinsam mit dem Geschäftsführer schwitzen? Panisch wickelte ich mich ein und huschte in die Umkleidekabine. Sogar die taz-Flipflops ließ ich in der Eile zurück. Aber die waren, wie sich später herausstellte, ohnehin nicht so öko gewesen wie erhofft. Aber das ist eine andere Geschichte.

Der Anzeigenverteidiger

Tobias Schulze



Nicht nur die Bundeswehr, auch Kolleg*innen aus der Redaktion führt er gern durchs Haus und erklärt Dinge

Foto: Wolfgang Borrs

Der Geschäftsführer der taz hatte der Bundeswehr Tür und Tor in die Zeitung geöffnet – trotz hartnäckiger Proteste inner- und außerhalb des Hauses. Weitestgehend intern blieb der Streit um Redaktionsbesuche der Truppe. Regelmäßig empfängt die taz Gruppen von Soldat*innen, die zur politischen Bildung nach Berlin reisen. Betreut durch Andreas Bull beobachten sie für gewöhnlich erst die Redaktionskonferenz,

führer als Militarist? Andreas Bull selbst würde den Vorwurf zurückweisen. „Die taz wäre nicht die taz, wenn sie ihren BesucherInnen nicht die Auseinandersetzung mit unangenehmen Themen zumuten würde“, schrieb er 2019 in einem Bericht über einen der Redaktionsbesuche. Die taz hatte zu der Zeit rechtsextreme Netzwerke in der Bundeswehr aufgedeckt. Um die Recherchen drehte sich damals auch die Diskussion mit den Soldat*innen.

HEUTE SIND BUNDESWEHR-ANZEIGEN IN DER TAZ KAUM NOCH UMSTRITTEN

erhalten anschließend vom Geschäftsführer eine Einführung ins Geschäftsmodell der taz und diskutieren dann mit Redakteur*innen über Krieg und Frieden, Politik und Journalismus.

Uniformen am Konferenztisch: Das führt zu Unbehagen in Redaktion und Verlag, zu bösen Blicken und Beschwerde-Mails. Der Geschäfts-

Öffentlich sichtbarer als solche Besuche sind Anzeigen der Bundeswehr. Entsprechend höhere Wellen haben sie in der Vergangenheit geschlagen. 1998 ging es los. Der damalige Verteidigungsminister Volker Rühle war auf die Idee gekommen, auch unter Linken um Rekrut*innen zu werben und dafür in linken Medien Anzeigen zu schalten. Andreas Bull und der restliche taz-Vorstand entschieden sich dafür, die Werbung abzudrucken – entgegen dem mehrheitlichen Willen der Mitarbeitenden.

Natürlich wurde der Streit auch im Blatt ausgetragen. „Diese Anzeigen sind ein miserabler Deal. Die taz kosten sie wahrscheinlich Geld,

bestimmt Image“, schrieb taz-Redakteur Stefan Reinecke seinerzeit in einem Kommentar. Ebenfalls in der eigenen Zeitung hielt Jahre später Bull dagegen: „Eine Beurteilung von Anzeigenkunden in ‚gute‘ und ‚schlechte‘, in ‚zumutbare‘ oder ‚unzumutbare‘ verliehe den abgedruckten Anzeigen einen Wert, der ihnen nicht zusteht.“

Die Diskussion wiederholte sich über Jahre regelmäßig. Jede neue Bundeswehr-Anzeige brachte Leserbriefe mit sich, Abo-Kündigungen und Streit in der internen Mailingliste. 2016 ergab eine Umfrage unter den GenossInnen, dass 50 Prozent der UmfrageteilnehmerInnen mit den Anzeigen kein Problem hatten und etwa 30 Prozent sie strikt ablehnten. Nach der Aussetzung der Wehrpflicht erhöhte die Bundeswehr in den Zehnerjahren ihren Werbe-Etat und schaltete auf der Suche nach Personal noch mehr Anzeigen; entsprechend erhöhte sich zwischenzeitlich auch die Schlagzahl der Debatte in der taz. Andreas Bull selbst schaltete sich allerdings nur noch selten ein. Er machte einfach.

Gabriele von Thun, ehemalige Sätze- und Leserbrief-Redakteurin, gehörte zu denen, die intern regelmäßig gegen die Militär-Werbung protestierten. „Für mich waren und sind die Anzeigen der Bundeswehr in der taz ein Tabubruch und ihr Anblick in der taz versetzt mir noch jedes Mal einen Stich. Aber so ist das Leben, The Times They are a-Changin‘ – leider nicht immer zum Besseren“, sagt sie. Diskutieren könne man in der taz viel, sagt sie rückblickend. „Entschieden wurde seit der Hierarchisierung, wenn es ums Geld geht, das ja bekanntlich nicht für alle stinkt, von der Geschäftsleitung.“

Zweifellos: Die Geschäftsführung hat sich durchgesetzt. Heute sind Bundeswehr-Anzeigen in der taz kaum noch umstritten. Protest lösten sie in den letzten Jahr nur noch selten aus. Setzte mit der Zeit die Gewöhnung ein? Oder zeigt sich hier im Kleinen, dass sich die deutsche Linke ganz allgemein mit dem Militär versöhnt? So oder so: Die Bundeswehr wird sich mit Andreas Bulls Abgang wohl kaum aus der taz verabschieden. Ein neuer Ansprechpartner für die uniformierten Besuchergruppen ist seinen Angaben zufolge zwar noch nicht festgelegt. „Die werden sich aber schon bei euch melden“, sagt der scheidende Geschäftsführer überzeugt.

Der Feminist

Simone Schmollack

Andi auf dem Motorrad. Andi in Leder- montur (weil Motorrad). Andi mit hartem Schritt in den Redaktionsräumen (weil Motorradstiefel). Gibt es etwas Virileres als einen Mann mit Motorradmacke? Andi als der letzte maskuline Typ in der taz-Geschäftsführung?

Halt! Was außen so rustikal aussieht, muss innen nicht auch so sein. Denn Andi ist – Achtung, steile These – Feminist durch und durch. Als Geschäftsführer und Vorstand hat er das Bestreben der taz nach Geschlechterparität stets mit vorangetrieben: Doppelspitzen in den Ressortleitungen installiert, Chefredakteurinnen berufen (und wieder abgesetzt), nie gemosert, wenn wieder eine (in jüngster Zeit auch immer öfter einer) für mehrere Monate in Elternzeit ging, so wie das in anderen Unternehmen heute noch der Fall ist. Und er hatte immer ein Auge auf die alljährliche Frauentagsausgabe am 8. März.

Die „Frauen-taz“ war immer etwas Besonderes, in der taz und in der deutschen Presselandschaft sowieso. Die Zeitung war an diesem Tag bis auf sehr wenige aktuelle Seiten in Frauenhand mit Frauegeist: Monothematische Sonderausgaben zu Frauenbildern, Frauenwünschen, Sex, Gesundheit, Migrantinnen, Männern. Die Genderredakteurinnen – viele Jahre Heide Oestreich und ich – waren über Wochen so heftig damit beschäftigt, die Ausgabe zu planen, zu organisieren, zu produzieren und zu bewerben, dass wir meist komplett vergaßen, den taz-feministischen Anspruch am Internationalen Frauentag auch außerhalb des Blattes rauszuposaunen.

Aber da war ja Andi, der Feminist in Geschäftsführung und Vorstand. Am 8. März ließ er die lila Fahne mit der kämpferischen Faust auf dem taz-Dach flattern. Heide und mir fiel das meist auch auf, wenn wir nach einem anstrengenden, aber erfüllten Redaktionstag das Haus verließen. „Boah, der Andi wieder“, sagte eine von uns: „Hat er wieder die Fahne gehisst.“ Nicht immer, aber immer öfter.



Die feministische Flagge wird auf dem Dach des alten taz-Hauses gehisst (8. März 1994)

Foto: Michael Rediske

Für das Adiabatische im Leben

Andreas Rüttenauer

Andreas B. lächelt. Ja, meint er, einen Heizer stellen sich die Menschen für gewöhnlich anders vor. Die Bilder der nicht selten eher grobschlächtigen Menschen, deren Gesichter vom über die Jahre auf der Haut abgelagerten Kohlestaub oft dunkler sind als diejenigen anderer Menschen, kennt der Mann, den auch die nur Andi nennen, die ihn eigentlich gar nicht kennen. Ein typischer Heizer ist Andreas B. gewiss nicht. Seine Hände zieren keine Schwielen. Er schaufelt keine Koh-

WER JE GEHÖRT HAT, WIE ER DAS WORT „ADIABATISCH“ AUSSPRICHT, WEISS, DASS ES LIEBE IST, DIE IHN MIT SEINER KLIMAAANLAGE VERBINDET

len, er ist der Meister des gezielten Knopfdrucks. Er ist der Herrscher über Kälte und Wärme in jenem Haus in der Berliner Friedrichstraße, von dem er spricht, als hätte man es nur gebaut, um ihm mit einer neuartigen Klimatechnologie eine neue Herausforderung zu bescheren.

Wer je gehört hat, wie er das Wort „adiabatisch“ ausspricht, weiß, dass es Liebe ist, die ihn mit seiner Klimaanlage verbindet. Er heizt nicht nur gerne, er kühlt auch mit Passion. Gewiss, es gibt noch andere Leidenschaften im Leben des Andreas B. So führt er in seiner Freizeit die Geschäfte eines linken Medienhauses. Als solcher hat er erfolgreich mit daran gearbeitet, dass jenes Gebäude, in dem jenes linke Medienhaus eine neue Heimat gefunden hat, um die von ihm so geliebte Klimaanlage herum gebaut worden ist. Es war dies vielleicht das größte Glück seines Lebens, sein ganz persönlicher Klimawandel.

Bisweilen sieht man ihn durch die Räume des Gebäudes ziehen und kann dabei beobachten, wie er Besuchergruppen die Funktionsweise der

so einzigartigen Klimaanlage zu erklären versucht. Keinen Besucher entlässt er, bevor der das Wort „adiabatisch“ nicht unfallfrei aussprechen kann. Stolz verweist er dann auch auf „seine“ Kühltürme. „Es handelt sich beim verbauten Kühlwasserkreislauf um ein geschlossenes System, das ca. 28.500 Liter Wasser pro Stunde durch rund 300 an den Rändern der Büroflächen verbaute Wärmetauscher und durch ein Register von 1.500 fingerdicken und 1,40 Meter langen Röhrchen in den Kühltürmen bewegt.“ Sätze wie dieses sind es, für die man Andreas B. einfach mögen muss.

Dass selbst er, der mit seiner Klimaanlage ein beinahe schon symbiotisches Verhältnis eingegangen ist, nicht immer schafft, alle Insassen des Gebäudes klimatisch zu beglücken, weiß er. Das hat viel mit den Rauchabzugsklappen im 2. und 6. Obergeschoss des Gebäudes zu tun. Ja,



In Kluft sieht man ihn hier sehr oft

Foto: taz-archiv

sagt er, da sei nicht immer alles perfekt gelaufen. „Vor allem das zentrale Treppenhaus ist nach dem Auslösen einer glücklicherweise gegenstandslosen Brandmeldung einmal ausgekühlt, weil die Rauchabzugsklappen nach dem Alarm automatisch geöffnet waren und sich nicht wieder automatisch schlossen“, erklärt er. Und: „Ich hatte versäumt, unverzüglich mit der richtigen Reset-Taste das Ende des Alarms zu quittieren.“ Der Fehler nagt an ihm, auch wenn ihn andere längst vergessen haben.

Bald wird er das letzte Mal mit einer Taste in den Dialog mit seiner Klimaanlage getreten sein. Seine Zeit als Heizer ist zu Ende. Das Adiabatische in seinem Leben – es wird ihm fehlen.

